XXVII. Jahrg. 2. Heft — 1. November 1914

Pastor bonus

Monatsschrift für kirchliche
Wissenschaft und Praxis

herausgegeben von

Dr. C. Willems
Geistlicher Rat
Professor am Priester-Seminar
zu Trier

Erscheint am 1. jedes Monats in der Stärke von vier Bogen
Preis halbjährlich 2.50 Mark

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

Trier
Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei (G. m. b. H.).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie auch durch die Deutschen Postanstalten.

BIBLIOTHECA APOSTOLICA VATICANA
BIBLIOTHECA PONTIFICII INSTITUTI BIBLICI

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Selbsterkenntnis (P. T. Halusa (O. Cist.) 65

Der Zustand der Urgemeinde in Jerusalem hinsichtlich der sprachlichen, wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnisse (Vikar Blank) 76

Der „katholisierende" R. Wagner in seinem Bühnenweihfestspiel „Parsival" (Musiklehrer Jodoc Kehrer) 85

Die Bedeutung des Lebensalters im kanonischen Recht (Schluß) (Kaplan Josef Becker) 95

Der 25. internationale Eucharistische Kongreß zu Lourdes (vom 22.—26 Juli) (Pfarrer Dr. Schlich) 102

Ueber den christlichen Bußgeist (Pfarrer a. D. und Rektor Dr. Boecker) 111

Mitteilungen: Kirchenmusikalischer Kursus in Beuron 115

Entscheidungen des hl. Stuhles: 1. Abläße; 2. Festverpflichtung für Regularen; 3. Ungewöhnliche Titel; 4. Elektrisches Licht (Prof. A. Arndt, S. J.) 116

Bücherschau: Wurm, Kunst und Seele (Generalvikar Tilmann) 117

Streit, Atlas hierarchicus (B.) 117

Weiß, Die Kunst zu leben (Religionslehrer Dr. Wickert) 118

Kaiser, Von ewiger Liebe — Herbert, Prinz Spiro Maria (Religionslehrer Eisen) . . . . . 118—119

Lindemann, Florilegii Hebraici Lexicon — Arndt, Wo ist Wahrheit? — Brors, Die Zwölf-Apostel-Kommunion — Klug, Die ewigen Wege — Felder, Jesus Christus (P. K. Romeis, O. F. M.) . 120—121

Eberle, Die kirchlichen Leidensoffizien der Fastenzeit — Lerch, Predigten über die Nächstenliebe — Kranich, Das Wort des Lebens — Lorinser, Das hl. Herz Jesu (P. H. Stolte, S. V. D.) . . . . . 121—122

Albrecht, Die Gottesmutter — Cauly, Christliche Apologetik (P. Raph. Weppelmann, O. S. B.) . . . . . 122—123

Beyerhaus, Studien zur Staatsanschauung Calvins — Kieffer, Rubrizistik oder Ritus des kath. Gottesdienstes — Hartmann, Repertorium Rituum — von Kralik, Johannes Scheffler (Angelus Silesius) — Stein, Tractatus de Indulgentiis lucrandis — Rottmanner, Predigten und Ansprachen (P. AugustinusDaniel, O. S. B.) . 123—125

Hartmann, Im Zauber des Hochgebirges (Gymnasiallehrer A. Wolf) 125

Waninger, Der soziale Katholizismus in England 125

Neu eingegangene Bücher 126

Eingesandte Zeitschriften 127

Inseraten-Anhang

Die Selbsterkenntnis.

Eine notwendige Gewissenserforschung für jedermann.

Von P. T. Halusa O. Cist., Heiligenkreuz bei Baden-Wien.

I.

Jeder Priester weiß, daß das Fundament, die Grundlage des ganzen geistlichen Gebäudes der Vollkommenheit und Gottseligkeit, die Demut ist. Fehlt diese Tugend oder ist sie nicht tief und solid genug gegründet, dann steht der Zusammensturz des ganzen Gebäudes bevor, wie es leider nur zu oft schon geschehen ist. Die Notwendigkeit einer echten und gründlichen Demut muß daher jedermann klar und deutlich einleuchten.

Man hört jedoch bei einem Baue nicht bloß von einem Fundament oder einer Grundlage, sondern auch von einem Eckstein, von einem Grundstein reden, denn auch er ist für die Festigkeit des Baues von höchster Wichtigkeit. Jesus Christus nennt sich selbst den Eckstein, auf dem die ganze Kirche ruht. Darum steht auch „das Haus auf dem Berge" trotz aller Stürme, aller Heimsuchungen und Bedrängnisse im Verlauf der Jahrhunderte so fest und unerschütterlich da wie ein Fels inmitten der Wogenbrandung, so daß selbst die Mächte der Finsternis, mögen sie auch noch so heftig ankämpfen, den Gottesbau nie und nimmer überwältigen werden.

Auch im geistlichen Leben gibt es einen Eckstein, auf dem die Demut und mit ihr alle Vollkommenheit ruhen muß. Welcher ist aber dieser Eckstein? Es ist kein anderer als die wahre, gründliche Erkenntnis seiner selbst. Schon die Heiden vor Christo, die doch im Schatten des Irrtums saßen und denen in der dunkeln Nacht ihres religiösen Wahnes nur das trügerische Flämmchen der Vernunft leuchtete, haben die Wichtigkeit der Selbsterkenntnis für ein sittlich gutes Leben erkannt und eingesehen, wie es beispielshalber die weltberühmte Inschrift auf dem Apollotempel zu Delphi bezeugt: „Erkenne dich selbst!" [1]). Dadurch wurden alle, die diesen Prachtbau besuchten — und ihrer waren nicht wenige —, aufgefordert, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um ihr Inneres gründlich zu erforschen. Das Altertum hat uns aber noch einen zweiten Spruch überliefert, der gleich seinem Vorgänger es verdient, auch von Christen gekannt, erwogen und geübt zu werden, und das ist das inhaltsschwere Sätzchen: „Wohne bei dir selbst!" [2]) Dieses Wort will sagen: Mensch, kehre bei dir selbst, in dein Herz und in deine Seele ein. Schweife mit deinem Geist nicht allerorten umher; kümmere dich nicht um Dinge, die dich nicht betreffen; frage nicht nach, was etwa bei deinem Nebenmenschen oder in deinem Nächsten vorgehen mag. Nein, bloß der Besuch deines eigenen Innern ist dir gestattet, und nicht bloß erlaubt,

[1]) Cicero, Quaest. Tuscul. I 22, 52.
[2]) Paul. Manut. Apophthegm., p. 567.

sondern sogar Pflicht und Schuldigkeit, da jeder sich selbst der Nächste ist, mit der Heiligung also bei der eigenen Person begonnen werden muß. Das Tor zum Tempel deines Innern ist jederzeit geöffnet; steige sonach mit der Leuchte der Wahrheitsliebe und der Gerechtigkeit hinab und nimm mit deinem Geiste daselbst Wohnung. Laß dich in ihr nieder und beginne unverzüglich Umschau zu halten, wie es wohl in deinem Reiche aussehen mag, und was alles bei dir zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Gelegenheiten vorgeht. Auf diese Weise wirst du inne werden, wer und was du bist.

II.

„Wohne bei dir selbst!" Gewiß sehr lehrreiche und nützliche Worte, da sie uns den Weg zur Selbsterkenntnis zeigen. Manche der Heiden mögen ihn gewandelt sein, aber ob sie das Ziel erreichten, ob sie sich zur vollen Wahrheit durchzuringen vermocht haben, bleibe dahingestellt. Was aber diese edeln Geister im Nebel dieser Welt finden wollten, aber kaum konnten, das waren die Heiligen der Kirche imstande, deren Wissenschaft eben die Selbsterkenntnis war, weshalb sie denn auch von ihnen überaus hoch eingeschätzt und aufs dringendste empfohlen wird. Vom Lichte des Glaubens erleuchtet, erkannten sie nämlich den Wert dieser Wissenschaft weit klarer als die armen Heiden, mögen diese immerhin in der Kunst und in weltlicher Weisheit geradezu Bewundernswertes, Unerreichtes geleistet haben. So sagt beispielshalber der so hervorragende Kirchenvater St. Augustin von der Erkenntnis seiner selbst, sie sei eine höhere und nützlichere Wissenschaft als die anderen Wissenschaften, welche die Menschen pflegen[1]). Nicht minder beredt und eindringlich empfehlen sie ein hl. Gregor der Große[2]), ein heiliger Bernardus[3]) oder eine hl. Theresia[4]), die sich hierüber also vernehmen läßt: „Die Selbsterkenntnis ist nie zu vernachlässigen. Und ginge auch eine Riesenseele auf dem Wege der Vollkommenheit dahin, so müßte sie desungeachtet hundertmal wieder in diesem Punkt ein kleines Kind werden und zur Mutterbrust zurückkehren; denn nie und nimmer dürfen wir vergessen, daß keine Stufe des Gebetes zu erhaben sei, um die Rückkehr zum ersten Ausgangspunkt überflüssig zu machen. Dieser Ausgangspunkt, die Erkenntnis unserer Sünden nämlich, ist das Brot, das zu allen, auch den köstlichsten Speisen, die sich auf dem Wege der Betrachtung darbieten, verzehrt werden muß. Man kann nicht leben ohne dieses Brot."

Einer der wichtigsten Gründe, und in gewisser Beziehung der wichtigste, der uns die Erwerbung der Selbsterkenntnis recht ans Herz legen muß, ist der große Nutzen, den diese uns verschafft. Um aus der Fülle der Vorteile nur einen zu nennen, sei vor allem auf jenen verwiesen, der für alle, besonders aber für die Anfänger im geistlichen Leben von höchster Bedeutung ist, nämlich auf die echte und dauerhafte Demut, so aus ihr hervorsprießt; denn sie ist, mit dem hl. Papste Gregor zu reden, die Mutter

[1]) L. IV. de Trin. (Prooem.).
[2]) In Evang. l. I. hom. VII (4); Mor. l. XVI. in c. 23; B. Job (n. 28).
[3]) In Purif. B. V. M. II 3; in Cant. s. 85 n. 14; ib. 43, 1. 9; in vig. Nat. D. 4, 6; ibid. n. 9; in epiph. I 7.
[4]) Leben (von ihr selbst) (Aachen 1868) 13, 156.

der Tugenden[1]). Haben wir aber nur erst einmal die Mutter in unserem Besitze, die Kinder, d. i. die anderen Tugenden, werden dann schon zu ihrer Zeit nachfolgen; mit anderen Worten, verfügen wir über eine recht kindliche Demut, diese so süße Lockspeise Jesu, so dürfen wir bloß die Angelschnur des Gebetes auswerfen, und Jesus wird bald ganz unser eigen sein. Wir weisen ihm alsdann unser Herz als Wohnung an und lassen ihn nicht mehr von hinnen ziehen. Er muß uns dann notwendigerweise segnen, so daß, da wir zugleich auch das Wohlgefallen des hl. Geistes besitzen, Gnaden in Fülle uns zuströmen müssen.

O Demut, köstlicher denn alles gleißende Gold, wünschenswert vor allem Edelgestein und allen Perlen und Korallen, wie mag es nur kommen, und womit kann es erklärt oder etwa entschuldigt werden, daß du so selten bei den Menschen, bei den Christen, ja, selbst in Ordenshäusern zu finden bist? Manche haben wohl so eine Art Anstrich von Demut; andere wieder sprechen oder tun manchmal so demütig; wieder andere haben das Bewußtsein, von dieser Tugend etwas zu besitzen, überfällt sie aber jählings der Reif, müssen sie eine unvorhergesehene Prüfung bestehen, dann verschwindet dieser Popanz so rasch wie Rauch im Winde.

III.

Doch was mag wohl die Ursache sein, daß so wenig echte, feste und gediegene Demut, zumal in einem merklich höheren Grade, sich beobachten läßt? Woher kommt es doch, daß man bei Anklagen, bei Vorwürfen, bei Zumutungen und Ehrenangelegenheiten, bei Verdächtigung unseres Wirkens und Wandels, bei Verkleinerung unseres Rufes, unserer Talente und unserer Person wie von einer Natter gestochen aus seinem vielleicht angestaunten und bewunderten „Gleichmut" emporschnellt; daß man sich verteidigt und die uns umsausenden Geschosse abzuwehren sucht; daß man derlei Anwürfe mit aller Empfindlichkeit aufnimmt, den Geist damit lange und nachhaltig beschäftigt und sie, wenigstens bei sich, für ganz und gar unberechtigt, für einen Ausfluß von niedriger Gesinnung, Rachbegier oder Gehässigkeit ausgibt? Der Grund dieses sicherlich erbärmlichen Verhaltens gegenüber den Beschämungen und Verdemütigungen ist — man besitzt keine wahre, keine erprobte Selbstverachtung. Mit dem Munde, ja, da trieft man von Verachtung seiner selbst, da stellt man sich anderen gegenüber als sündig, als schlecht, als einen Verlorenen, als verkommen, als Auswurf der Menschheit hin, vielleicht darum, weil man von Heiligen gelesen, daß sie also getan — aber in seinem Innern, in seinem Herzen, in seinem Verstand und seinem Willen, da ist man von seiner Geringfügigkeit, Erbärmlichkeit und Verächtlichkeit nicht so gar sehr durchdrungen und überzeugt und von echter Geringschätzung seiner Person, seiner Talente und Fähigkeiten, seiner Werke und seines Wandels nicht gerade allzu beschwert. Man hält sich vielmehr schon noch für etwas, bemerkt schon noch so manches Gute an sich, um das uns wohl, wie man so „bescheiden" meint, ein ziemlicher Bruchteil der Menschen beneiden mag. Und merkwürdig, gerade dieses angebliche Gute betrachtet man durch das Vergrößerungsglas, und zwar durch das der Eigenliebe,

[1]) Moral. 23, 13.

während man das Bedenkliche an sich nur so obenhin besieht und alles in allem bloß winzig und unbedeutend findet.

Selbstverachtung, echte, aufrichtige, gediegene Selbstverachtung tut not, denn sie ist die geheimnisvolle Wurzel der Demut; ohne sie ist wahre Demut etwas Unmögliches, nicht einmal denkbar. Das erwägen gar viele, selbst geistliche Seelen nicht. Daher die so fadenscheinige Demut, die bei jedem Luftzug des Tadels, der Beschämung oder irgend einer anderen Verdemütigung alsogleich ins Schwanken und Wanken gerät oder aus dem Geleise geschleudert wird. Selbstverachtung tut not, tut wirklich überaus not. Sie muß vorhanden sein, wenn aus einer Seele etwas Ordentliches werden soll. Ohne sie steht nicht viel zu erwarten und zu erhoffen; ohne sie gründet das ganze Tugendgebäude in einem sehr unsicheren, bedenklichen Boden. Allerdings ist die Selbstverachtung für die Eigenliebe nichts Angenehmes. Aber das hat nichts Besonderes zu besagen und zu bedeuten, denn nicht alles, was angenehm ist und schmeichelt, ist deswegen auch schon nützlich und wertvoll.

Doch wie kann man denn nun zu einer wahren und tiefen Selbstverachtung gelangen? Die Antwort lautet: Durch eine wahre und gründliche Selbsterkenntnis.

IV.

Der Heiland erzählt in einem Gleichnis (Luk. 15, 8 ff.) von einem Weib, das zehn Drachmen hatte, wovon es eine verlor. Da der Arme auch schon den geringsten Verlust fühlt, suchte das Mütterchen überall nach dem Geldstück, ohne es jedoch zu finden. Endlich zündet sie ein Licht an, nimmt einen Besen zur Hand und beginnt die ganze Wohnung zu kehren. Hierauf trägt sie den ganzen Auskehricht zu Hauf und beginnt ihn zu durchsuchen. So findet sie schließlich zum Lohn für ihre Mühe und Ausdauer die so schmerzlich vermißte Drachme, die sich sonst nirgends erhaschen ließ — im Kehricht wieder. . . . Der heilige Hieronymus hat in einem Brief an Rustikus[1]) diese Begebenheit vortrefflich ausgenützt. Er weist bei der Behandlung dieses interessanten Falles insbesondere darauf hin, daß der Silberling sich im Kehricht fand. Es kann nicht geleugnet werden, wir alle haben die Drachme der Demut verloren. Wollen wir sie nun wiederfinden, so ist dies nur dann möglich, wenn wir sie am rechten Orte suchen. Welches ist aber dieser? Durchlaufen wir auch die ganze Welt; durchstöbern wir alle Schatzkammern der Könige und Fürsten; fragen wir in allen Lehrsälen der Weltweisen und Gottesgelehrten nach; dringen wir mit den Bergleuten bis zu den Eingeweiden der Erde vor; durchschiffen wir selbst die fernsten Meere oder nehmen wir dauernde Wohnung am Nordpol oder aber am sechsten Kontinent — nirgends, nirgends werden wir diese verloren gegangene Drachme finden. Wo liegt sie dann aber? Sie liegt in unserer nächsten Nähe. Durchsuchen wir nur einmal das Haus unserer Seele und die Kammern und Winkel unseres Herzens; kehren wir nur einmal allen Unrat, der sich da vorfindet, zusammen, und mustern wir dann mit verdoppelter Brille den ganzen Kehrichthaufen, so werden wir unter dem Unrate unserer Niedrigkeit, unserer Armseligkeiten und unserer Sünden einen sehr kostbaren

[1]) Ep. 90, de poen.

Schatz finden, nämlich die Selbstverachtung, und in diesem Schatz eine Perle von bezaubernder Schönheit und unnennbarem Werte — die Drachme, die wir suchen, die Drachme, deren wir gar sehr bedürfen: das wunderbare Kleinod der Demut, zugleich mit der Sanftmut eine der Lieblingstugenden des Herzens, „in welchem alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft verborgen sind".

Aus dem Gesagten ergibt sich klar, wie groß der Nutzen der Selbsterkenntnis ist und sein muß. Doch derselbe springt noch auf andere Weise in die Augen. So manche Menschen besaßen lange Zeit hindurch große Schätze, aber diese entschwanden wieder ihren Händen: bald waren es Diebe, welche sie raubten, bald wieder fielen sie Unglücksfällen zum Opfer. Was will das besagen? Nicht wenige waren bereits mit Demut wohl versorgt, mit Gnade und Vollkommenheit reich begabt, aber es kam eine Zeit der Versuchung, der Anfechtung vonseiten des Teufels und der Welt, besonders durch Stolz und Eitelkeit, die in diesem Leben, wenn auch tausendmal verjagt oder niedergetreten, dennoch immer wieder so leicht zurückkehren und trotz einem Antaeus stets neuverjüngt sich vom Boden erheben, und sie verloren die Perle der „Armut im Geiste[1]), die Demut; die Gnade wich von ihnen, und mit ihrer Vollkommenheit hatte es ein Ende. Sie sanken und fielen gleich jenem hl. Einsiedler, dessen erschütternden Fall Lipomanus[2]) erzählt und der große Wüstenvater St. Antonius mit den Worten beklagt und beweint hat: „Heute ist eine der festesten Säulen des Ordensstandes gefallen."[3]) Sie fielen sehr tief und standen nicht mehr auf. Das war es, was dem gottseligen Thomas a Kempis[4]) das wehmütige Wort erpreßt: „Sterne sind vom Himmel gefallen; Menschen, deren Werke löblich schienen, fielen in den Abgrund (der Sünde) und, die das Brot der Engel vordem aßen, sah ich mit den Trübern der Schweine fortan ihre Lust befriedigen."

O, wie notwendig ist angesichts einer derartigen Schwäche und Gebrechlichkeit des Menschen nicht ein Mittel, das uns einerseits in der Demut und damit auch in der Gnade bewahrt, und andererseits noch stärker uns hierin befestigt? Dieses Mittel ist die Selbsterkenntnis. Eine Seele, die einsieht, wie geartet und was sie sei, und welche sodann nie wieder dieser Wahrnehmung vergißt, vielmehr immerdar all dieses im Gedächtnis behält; ja, die sich daneben auch alle Mühe gibt, in der Selbsterkenntnis immerfort zuzunehmen und vorwärts zu schreiten, eine solche Seele wird Gott selbst trotz aller Versuchungen und Stürme in der Demut, sowie in seiner Gnade erhalten, und nicht bloß dies, sondern auch befestigen — eine überaus tröstliche Wahrheit, die St. Gregorius Magnus in die Worte gekleidet hat: „Die Erinnerung an die eigene Häßlichkeit ist die Hüterin der Demut."[5]) Die Illustration hierzu liefern die Heiligen, die, je mehr sie sich nach ihrem wahren Werte erkannten, desto mehr sich demütigten und verachteten und in hl. Haß und Abscheu wider sich entbrannten.

[1]) Aug., lib. de s. Virg. c. 34; Hieron. in Dan. 3; Gregor. Mor. l. VI. c. 16
[2]) Tom. V. (bei Rodriguez, Uebung der christlichen Vollkommenheit, III 193 u. 201).
[3]) Joa. Clim., Scala parad. grad. 15. c. 9.
[4]) Im. Christi III 15, 1.
[5]) Moral. III 18 et XIII 16.

Gewiß hat also Thomas von Kempen recht, wenn er sagt: „Sich selbst nach der Wahrheit erkennen und gering achten, das ist die höchste und nützlichste Lebensaufgabe“ [1]), das ist die heilsamste Lektion für mich und dich und uns alle. Man müßte ein ganzes Buch schreiben, wollte man alle Vorteile und jeden Nutzen der Selbsterkenntnis ausführlich besprechen. Das ist jedoch, scheint es, nicht notwendig; denn wer es ernst nimmt mit dem Heil seiner Seele, dem werden auch wenige Worte genügen, um ihn anzutreiben, recht eifrig nach einer aufrichtigen und gründlichen Selbsterkenntnis zu streben. Doch bevor erwähnt wird, durch welche Mittel dies erfolgreich geschehen könne, muß einiger Schwierigkeiten gedacht werden, die dabei mit unterlaufen und die zu beseitigen sind.

V.

Als einst Thales, einer der sog. sieben Weisen Griechenlands, gefragt wurde, welche unter allen natürlichen Wissenschaften denn am schwersten zu erlernen sei, gab er eine Antwort, die eines Weltweisen wahrhaft würdig ist; er sagte nämlich: „Die Kenntnis seiner selbst.“ [2]) Der heidnische Denker hat vollkommen recht. Seitdem nämlich Adam und Eva im Paradiese von dem verbotenen Baume gegessen, sind wir Menschen alle sehr krank. Das Hauptübel ist die Eigenliebe. Von uns und für uns eingenommen, erkennen wir nicht oder, besser gesagt, wollen wir nicht einsehen, wie mannigfaltig und groß das Böse in uns ist. Dagegen sehen wir, von der Eigenliebe getäuscht, nur zu oft das Gute, das etwa in uns ist, vielfach mit ganz anderen Augen an. Tadelt man uns, macht man uns auf Fehler, die wir an uns tragen, aufmerksam, so glauben wir es nicht und meinen, man sei uns nicht besonders freundlich gesinnt, man sei uns abgeneigt, man sehe nur immer den Splitter oder Balken im Auge des Nebenmenschen. Sagt man uns dagegen Schmeichelworte, gibt man uns etwas vom Honig des Lobes zu kosten, so halten wir dann alsogleich alles für ausgemachte Wahrheit und überschätzen uns. Es geht uns da wie vielen Müttern, die nur ein Kind haben. Ganz verliebt und wie vernarrt in den wackeren Schreier, übersehen sie es gänzlich, welch schlimmes Pflänzchen oder vielmehr Unkraut in dem kleinen Herzen heranwächst. Merken sie jedoch auch dies und jenes, so legen sie nicht sonderlich viel Gewicht darauf, vielmehr suchen sie es nach besten Kräften immer gleich zu entschuldigen, oder zum mindesten als etwas ganz Harmloses, Unschädliches hinzustellen. Ja, manche Mütter gehen in ihrer Blindheit so weit, daß sie diese oder jene Unart ihrer Kinder sogar liebenswürdig finden und besonders bei Besuchen oder in Gesellschaft nicht müde werden, sie als sogenannte gute Seiten und Tugenden aufzuzählen, und das mit einem Ernst und einer Beredsamkeit, die geradezu verblüffend wirken.

Wer findet nicht das Benehmen solcher Mütter anstößig und tadelnswert? Leider Gottes, daß auch wir nur zu oft solchen Müttern gleichen, wenn es sich um uns selbst handelt; und daß wir gar so blind und geradezu unfähig sind, mit geradem Blick uns zu durchforschen und mit Unparteilichkeit zu beurteilen oder beurteilen zu lassen. . . .

[1]) A. a. O. I, 2, 4.

[2]) Diog. Laert., bei Rodriguez, Uebung der christlichen Vollkommenheit II 157 (12).

VI.

Zu dieser Krankheit, nämlich der Eigenliebe, gesellen sich bei verschiedenen Seelen noch besondere Uebelstände, welche die Selbsterkenntnis verhindern oder wenigstens erschweren. Manche Seelen leiden nämlich an Stolz und Hochmut. Sie lieben es daher nicht, ihre Wunden zu kennen, denn das würde sie zu sehr beschämen und in ihren Augen demütigen. Von einer gründlichen Erforschung ihres Innern kann darum bei ihnen keine Rede sein. Werden sie aber durch die Gnade auf ihre Fehler aufmerksam gemacht, so beachten sie es nicht. Machen sie keine Fortschritte im Guten, so fragen sie nicht um den Grund, und stellen keine Untersuchung hierüber an. Deuten ihnen ihre Mitmenschen, Obere oder Seelenführer, die ihnen anhaftenden Gebrechen an, so nehmen sie das gar übel auf; sie werden aufgebracht und brechen in schlimme Worte aus, oder sie beschränken ihren Unwillen und ihren Aerger auf ihr Inneres. Andere wieder sind von Natur aus oberflächlich. Sie verfügen über keine Tiefe des Geistes; in nichts dringen sie gründlich ein. Diese Seelen kennen sich kaum. Würde ihnen nun jemand sagen, daß sie so oder so beschaffen sind, so würden sie es nicht glauben, weil sie nicht in das Innere ihres Herzens zu dringen vermögen oder nie ernstlich Miene machten, es zu tun. Neben ihnen gibt es ferner auch leichtfertige Seelen. Bei ihnen ist alles nur Kleinigkeit. Kein Fehler, und mag er auch recht bedenklicher Art sein, hat bei ihnen viel zu bedeuten. Sie haben auf alles immer gleich diese Entschuldigung zur Hand: „Menschliche Schwachheit, weiter nichts; wir sind eben keine Engel." Solche flatterhafte Seelen gelangen nie zur Selbsterkenntnis. Außerdem gibt es dann noch verzagte Seelen, Seelen, die ganz kleinmütig werden, wenn sie viel Fehlerhaftes an sich wahrnehmen. Sie meinen da nämlich gleich, nun seien sie schon verloren; für sie gebe es weiterhin keine Rettung mehr und noch weniger Hoffnung auf Fortschritt und Vollendung. Der hl. Papst Gregor führt noch eine Menschenklasse an[1]), und zwar mit den Worten: „Es gibt einige, die, wenn sie anfangen, Gott zu dienen, und sich nur erst ein klein wenig mit der Tugend abgegeben haben, alsbald meinen, sie seien nun schon gut und heilig, weshalb sie ihr Augenmerk dergestalt auf das Gute, das sie tun, richten, daß sie darüber ganz und gar ihrer vorigen Sünden und Bosheiten, ja, bisweilen sogar der gegenwärtigen vergessen." Endlich gibt es noch Seelen, welche fast nie zu Hause sind, d. h. Menschen, die sich nie mit ihrem Herzen, nämlich mit ihrem Inneren beschäftigen, Menschen, die nie nachsehen, was wohl im eigenen „Hause" vorgehen mag. Sie haben für sich selbst keine Zeit, denn sie sind immer mit dem Nebenmenschen beschäftigt, auf dessen sog. schwache Seiten und Fehltritte sie stets ein sehr wachsames und scharfes Auge haben. In fremden Wohnungen sind sie demnach wohl bekannt, im eigenen Hause aber bleiben sie Fremdlinge. An andern wissen sie alle möglichen Mängel herzuzählen, von sich und den eigenen Gebrechen aber haben sie fast gar keine Kenntnis. Sobald es den Nachbarn gilt, sehen sie ganz gut, hinsichtlich ihrer selbst scheinen sie jedoch mit Blindheit geschlagen zu sein oder wenigstens am grauen Star zu leiden. Nun, solche Seelen gelangen gleich

[1]) Moral. XXII 5 et XXXIV 16.

den übrigen wohl nie zur Selbsterkenntnis, sondern bleiben stets im Dunkel, weshalb sie denn bald da bald dort anstoßen und stolpern oder selbst zu Fall kommen — es fehlt ihnen eben jene Fackel, die sie innerlich erleuchtet und ihre Wege erhellt.

VII.

Welche Hindernisse stehen also nicht der wahren, gründlichen Selbsterkenntnis im Wege! Prüfe dich darum, und zwar mit aller Gewissenhaftigkeit, Umsicht, Ausdauer und Unparteilichkeit, ob nicht auch in dir dergleichen Hemmschuhe sich vorfinden. Ist das der Fall, dann räume sie doch um Gottes willen alsogleich hinweg, und sollte dies auch noch so viel Schweiß und Mühe beanspruchen. Ohne wahre Selbstkenntnis steht unser aller Heil in großer Gefahr, ist die Erwerbung des hohen Gutes der Vollkommenheit schlechterdings unmöglich. Bedenke ferner: Was kann es dir nützen, wenn du jetzt der Aneignung einer gründlichen Selbstkenntnis mit Fleiß aus dem Wege gehst; wenn du dich darum nicht kümmern willst; wenn du ihr keinen sonderlich großen Wert beimissest — ach, es kommt einmal ein Augenblick, und der große Augenblick ist nahe, da stehen wir vor dem allwissenden Richter, der, wie es beim Propheten heißt, Jerusalem mit Laternen durchsucht (Soph. 1, 12), um uns auf Herz und Nieren zu prüfen. Wenn nun aber schon die hl. Stadt, d. h. jede gerechte Seele so erschrecklich genau und gewissenhaft erforscht wird, was wird da erst Babylon, der Mensch der Sünde und der Unvollkommenheit, zu gewärtigen haben? In jenem Augenblicke, da wird ein Strahl des göttlichen Lichtes unser ganzes Leben mit Blitzeseile erhellen und zugleich die geheimsten Falten unseres Herzens und die verborgensten Tiefen unserer Seelen vor aller Welt offen darlegen. Dann, ja dann werden wir erkennen und erkennen müssen, was wir waren und was wir sind und was aus uns hätte werden können und werden sollen. Dann hört jede Täuschung der Eigenliebe auf; dann zerreißt der Schleier, mit dem der Hochmut im Leben unsere Fehler bedeckte; dann müssen wir, ob wir nun wollen oder nicht, unsere Fehler, die Verwesung im eigenen Innern und unsere ganze Abscheulichkeit und Häßlichkeit sehen und uns wohl oder übel zu dem Worte verstehen, das der hl. Geist die Verworfenen im ewigen Abgrund ausstoßen läßt: „Ergo erravimus — also haben wir uns getäuscht" (Sap. 5, 6). Wenn nie zuvor, da es uns eben verdroß und wir es daher nicht wollten, da wir jede Anstrengung scheuten und aus Furcht vor der Wahrheit das Bild, das wir von uns herumtrugen, keiner strengen kritischen Musterung unterziehen mochten, werden wir uns dann erkennen, so erkennen, wie uns der unbestechliche Richter erkennt — leider zu spät, denn die Würfel sind bereits gefallen, es gibt keine Zeit mehr für uns.

VIII.

Doch wie kann man denn zu dieser schätzenswerten Kenntnis gelangen? Der Prophet Jeremias (17, 9) enthält ein erschütterndes, leider nur zu wahres Wort, das da lautet: „Aller Menschen Herz ist böse und unerforschlich, wer durchschaut es?" Doch es gibt ein Auge, das des Menschen Herz, auch dessen geheimste Falten und verborgenste Winkel ergründet, und das ist jenes Auge, das Himmel und Erde zugleich überblickt, ja, selbst die

unermeßlichen Tiefen der Gottheit durchdringt, nämlich das Auge des Herrn, von dem der Völkerapostel schreibt: „Es ist kein Geschöpf vor ihm (Gott) verborgen, sondern alles ist nackt und offenbar vor den Augen desjenigen, vor dem wir Rechenschaft abzulegen haben" (Hebr. 4, 13).

Aber, könnte jemand einwenden, wozu diese Berufung auf das Auge Gottes, kann denn nicht ich selbst auch mit dem Auge meines Geistes mein Inneres durchdringen und so erfahren, was an mir fehlerhaft und verdorben ist? Darauf muß man mit einem entschiedenen „Nein" antworten. Der Grund dieser Unfähigkeit, von diesem Unvermögen ist darin gelegen, daß durch die Sünde eine zu große Schwächung des Verstandes, zu viel Dunkelheit des Geistes und eine zu verkehrte Selbstliebe in dem Menschen Platz gegriffen hat. Die Verwirrung und Unordnung, welche die Sünde im Menschen angerichtet hat, ist so groß, daß selbst die Morgensterne unter den Heiligen, auch wenn sie noch so rein und unschuldig gelebt und überaus erleuchtet waren, unter dieser Finsternis zu leiden hatten; beispielsweise ein hl. Bernhard, der über sich also klagt: „Sollte jemand meinen, ich besitze Licht und erkenne mich, so will ich es nicht bestreiten, aber ich muß da vor Selbsttäuschung warnen." [1] Wahrhaftig, Worte, die einen derartigen Eindruck zu machen imstande sind, daß man sie nicht wieder vergessen kann; daß man überdies zittern muß, so oft man sich ihrer erinnert, zumal wenn man dann jene anderen zum Vergleich und zur Bekräftigung heranzieht, welche die ewige Wahrheit selbst dereinst ausgesprochen und im Buch der Bücher für alle Geschlechter der Menschen niederlegen ließ, die Worte nämlich: „Sieh zu, daß das Licht, so in dir ist, nicht Finsternis sei" (Luk. 11, 35).

Was sollen wir angesichts dessen nun tun? Etwa verzagen? Nein, nie und nimmer! Wollen wir jenen Weg finden und behaupten, der zum Leben führt, dann erübrigt nichts anderes als uns zu dem hinzubemühen, den der Evangelist Johannes das wahre Licht nennt, welches alle erleuchtet, die in diese Welt kommen (1, 9). Vor diesem müssen wir uns dann mit dem aufrichtigen Verlangen nach Erleuchtung unseres Verstandes und Erhellung unseres Inneren in tiefster Demut niederwerfen und im Hinblick auf seine unendliche Güte, Erbarmung und Freigebigkeit mit dem Psalmisten ausrufen: „Du, o Herr, erleuchtest mein Licht, d. h. meinen Verstand . . .; o mein Gott, verscheuche die Finsternis in mir durch das Licht der Wahrheit" (Ps. 17, 29) [2]. Ist diese unsere Bitte, die wir oft und aus Herzensgrund an Gott richten müssen, aufrichtig, so wird uns das Erflehte in jenem Ausmaß zuteil werden, wie es der Weisheit Gottes entspricht und unserem Heile zuträglich ist.

IX.

Gott gibt aber das Licht auf verschiedene Weise: bald durch innere Erleuchtungen, bald durch Seelenführer und Beichtväter, bald durch Obere, bald durch ein Buch, das uns von ungefähr in die Hände fällt, oder eine Predigt oder überhaupt bei irgend einem äußeren Anlaß, was besonders Konvertiten bezeugen können. An uns ist es dann, dieses Licht mit demü-

[1] Nach einem Exzerpt.
[2] Nach der Uebersetzung des hl. Alphonsus M.

tigem und einfältigem Herzen anzunehmen, zu bewahren und nach Können hochzuschätzen. Tun wir dies nicht, so wird es immer seltener und spärlicher sich einfinden, um zuletzt ganz auszubleiben. Das mag der Schlüssel dafür sein, daß so viele Menschen, und darunter nicht wenige Ordensleute, über sich nicht wenig im unklaren sind, da sie nur über eine ganz geringfügige, dunkle Selbsterkenntnis verfügen — Schuld daran ist aber niemand anders als sie selbst.

Doch es genügt noch nicht, das Licht bloß einfältig entgegenzunehmen und es bewundernd anzustaunen, wir müssen es auch eifrig benützen, benützen, um hierdurch zu immer größerer Selbsterkenntnis, gründlicherer Selbstverachtung, tieferer Demut und ernsterer, nachhaltigerer Bekämpfung unserer Fehler zu gelangen, mit andern Worten, um in der Selbstheiligung unaufhaltsam fortzuschreiten. O, daß wir es doch also hielten, dann würde sich der Herr gar sehr über uns freuen, und immer öfter, stärker und heller würde dieses göttliche Gnadenlicht auf uns überströmen und uns mit der Zeit in die so begehrenswerte Lage versetzen, vollkommen inne zu werden, wer wir sind und wie wir sind.

X.

Hierbei dürfen wir jedoch eines nicht übersehen: Der Herr kommt mit seinen segensvollen Heimsuchungen, wann es ihm gefällt: Glückselig, wen er dann jedesmal zu Hause antrifft — sonst geht er an der Türe unseres Herzens vorüber und kehrt mit seinem Gnadenlicht bei einer anderen Seele ein, wie es beispielsweise die Braut im Hohenliede zu ihrem übergroßen Schmerz und Herzeleid erfahren mußte, als sie nur ein wenig zögerte, dem Geliebten zu öffnen: — at ille declinaverat atque transierat (Cant. 5, 6). — Laß es daher für alle Zukunft sein, dich um Dinge und Geschäfte zu kümmern, die dich nichts angehen, mehr nach den Vorkommnissen und Begebenheiten in der Welt, als nach den Regungen und Bewegungen des eigenen Innern zu forschen, deine Aufmerksamkeit dem Nebenmenschen zuzuwenden und emsig auf sein Tun und Lassen, seinen Handel und Wandel, besonders aber auf seine Fehler und Schwächen zu achten, dich selbst aber darüber aus dem Auge zu verlieren und deiner Seelennöten und Bedürfnisse gänzlich zu vergessen. . . . In all diesen, wie in manch anderen Fällen ist man nicht zu Hause und wird infolgedessen von der „Liebe und Freude unserer Seele" (Franz v. Sales) auch nicht durch einen Besuch beglückt.

Nein, o Seele, die du es vielleicht so machst, der es vielleicht zur Gewohnheit geworden ist, nach außen zu gehen — Wohne bei dir selbst! Sprich zu dir, wie der berühmte Kardinal Baronius zu tun pflegte, wenn er einen nicht gerade gebotenen Ausgang anzutreten sich versucht fühlte: „Cäsar, bleibe daheim!" [1]) Schließe dich in dein Herz ein und lade Gott zu dir als Gast, als Gesellschafter. Des weiteren, behalte dich immer im Auge, achte fleißig und sorgsam auf dich selbst, sieh sehr genau nach, was etwa bei verschiedenen Anlässen und Ereignissen in deiner Seele vorgehen mag. Prüfe strenge und unparteiisch, ohne jede Selbstliebe und Voreingenommenheit, welches denn der eigentliche Beweggrund deiner Worte und Handlungen sei. Durchsuche dein Inneres mit wahren Argusaugen und laß dir

[1]) Faber (Reiching), Die Schule des hl. Philipp Neri, S. 137 u. 238.

auch nicht das Kleinste, das Unbedeutendste entgehen, was etwa an Neigungen, an Trieben oder Leidenschaften in dir sich vorfinden und tief verborgen schlummern mag. Suche deine „schwache Seite" herauszufinden; erforsche dich in Bezug auf deine Feigheit im Dienste Gottes und der Tugend, deiner Weichlichkeit und Sinnlichkeit, kurz, deiner Armseligkeit und Verderbtheit — so wirst du dann endlich, wenn du nur ebenso ausdauernd als genau und sorgfältig in dieser Uebung beharrest, dich selbst kennen lernen und eben dadurch deinen Fleiß, deine Mühe, deine Geduld und deine Selbstverleugnung mit der Zeit aufs herrlichste gekrönt sehen.

XI.

Die Selbsterkenntnis zu erringen ist eine mühevolle und dabei demütigende, beschämende Wissenschaft, weshalb sie gemeiniglich so sehr geflohen, so wenig angestrebt wird, selbst von solchen, welche die Welt verlassen haben und zu den Zelten des Gebetes geflüchtet sind, um hier eine Jakobsleiter aufzurichten und an dieser duldend, büßend, sühnend und versöhnend auf- und abzusteigen. Wer in der Erkenntnis und Ueberzeugung, daß das, was Jesus verheißt und gibt, alles übertrifft, was die Welt gewähren kann, auf alles verzichtet und es mit dem Weltapostel (Phil. 3, 8) für Gassenkot erachtet, nur um in der alles übertreffenden Wissenschaft und Erkenntnis Jesu Christi fortzuschreiten und ihn schließlich zu gewinnen, der tut selbstredend übel, sehr übel daran, wenn er plötzlich auf dem Wege stehen bleibt und die Hände in den Schoß sinken läßt, statt immerfort so entschlossen und ausdauernd wie am Anfang, da das erste Feuer das Herz erglühen und hochgemut pochen machte, in der Selbsterkenntnis sich zu üben und zu vervollkommnen und dem am Ziele winkenden Siegeskranz unentwegt und unverzagt zuzustreben.

Doch du, o Seele, laß dich weder durch Mühen, noch durch Demütigungen je davon abhalten, mit immer größerem Eifer nach Wachstum in der Selbsterkenntnis zu ringen. Sie ist, wie du nunmehr weißt, ein überaus kostbarer Schatz, um dessentwillen man alles verkaufen, alles dahingeben muß, denn sie soll und wird uns dereinst den bleibenden ruhigen Besitz des Dreieinigen Gottes einbringen.

Selbsterkenntnis ist wesentlich notwendig, um die Vollkommenheit zu erreichen. Sie ist der glückselige Anfang wahrer Heiligkeit. Sie ist die Mutter echter Demut. Sie verdient darum, mehr denn etwas anderes, daß man unablässig nach ihr verlange und ringe, und sollte dieses heiße Bemühen auch bis zum letzten Atemzuge währen. Wer getreu arbeitet im Weinberge seiner Seele, wer sich im Hungern und Dürsten nach Vollendung mit jener staunenswerten Unverdrossenheit abmüht, wie wir sie an den Großen und Heiligen des Gottesstaates bewundern und preisen, dem gibt der Herr sonder Zweifel dereinst zu essen vom Baume des Lebens und teilt mit ihm für immer und ewig Thron, Krone und Herrlichkeit.

□ □ □

Der Zustand der Urgemeinde in Jerusalem hinsichtlich der sprachlichen, wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnisse. [1]

Von Vikar Blank, Bösingen (O.-A. Rottweil a. N., Württemberg).

Als „die Fülle der Zeit“ [2] gekommen war, in der Gott seinen Sohn zu senden gedachte, machte sich das Wirken der göttlichen Vorsehung wunderbar bemerkbar. Einem schon bestehenden (römischen) Weltreich und einer zu gründenden (christlichen) Weltreligion entsprach auch eine Weltsprache: die griechische, näherhin die sog. hellenistische.

Auf der anderen Seite aber lebte auch jene von Gott selbst aus Anlaß des Turmbaus zu Babel bewirkte Verschiedenheit der Sprachen immer noch fort. Auf wirtschaftlichem und sittlichem Gebiet dagegen brachte das Christentum eine völlige Umwandlung speziell in der Urgemeinde zu Jerusalem hervor. Im folgenden soll nun deren Zustand dargestellt werden hinsichtlich der sprachlichen, wirtschaftlichen und sittlichen Verhältnisse.

I. Die sprachlichen Verhältnisse der Urgemeinde in Jerusalem.

Was zunächst die sprachlichen Verhältnisse anlangt, so kommen in Betracht das Aramäische, das Griechische und Hebräische. Die Landessprache Palästinas und damit auch die Muttersprache der jerusalemitischen Judenchristen war die aramäische. In dieser Sprache hat zweifellos auch der Heiland geredet. Das ist bezeugt durch die Evangelisten, die wiederholt Worte Jesu in aramäischer, als der ursprünglichen Sprache, vorführen; so Mark. 5, 41; 14, 36 u. 15, 34; Matth. 27, 46. Im gleichen Sinn kann auch die Stelle in der Apg. 21, 40 verwertet werden. Wenn das Aramäische die Landessprache Palästinas war, so ist damit von selbst gegeben, daß die Apostel und Jünger des Herrn nach dessen Hingang diese Sprache, als der des täglichen Lebens, sich zunächst bedienten bei der Verkündigung des Evangeliums, wenigstens innerhalb Palästinas; denn die Gabe der Glossolalie, wie sie Apg. 2, 6 erzählt wird, war nur eine vorübergehende Ausnahme.

Mit der Ausbreitung des Christentums machte sich auch in Jerusalem das Bedürfnis geltend, die damalige Weltsprache, das Griechisch jener Zeit, in Anwendung zu bringen. In der christlichen Urgemeinde zu Jerusalem selbst befanden sich von Anfang an auch viele Hellenisten neben den aramäisch redenden Juden und Christen. Nach Apg. 2, 5 fand sodann ein reger Verkehr statt zwischen Diaspora und Metropole. Alljährlich strömte zu den Hauptfestzeiten eine große Anzahl heilsbegieriger Festpilger nach Jerusalem, die dann nach Ablauf der gottesdienstlichen Veranstaltungen wieder zu ihren Berufsgeschäften in die Heimat zurückkehrten. Andere verlegten ihren Wohnsitz später ganz nach Jerusalem, um so ihren Lebensabend in der Nähe des

---

[1] Literatur: A. Die hl. Schrift. B. Sonstige Literatur: 1. Einleitung in das N. T., von J. E. Belser. 2. Auflage. Freiburg 1905. 2. Kommentar zur Apostelgeschichte, von J. E. Belser. Wien 1905. 3. Ernst Dobschütz, „Die urchristlichen Gemeinden“. Leipzig 1902. 4. E. Dobschütz, Probleme des apostol. Zeitalters. Leipzig 1904. 5. Theo Sommerlad, Das Wirtschaftsprogramm der Kirche des M.-A. Leipzig 1903.

[2] Gal. 4, 4.

Heiligtums und Opferdienstes zubringen und in hl. Erde bestattet werden zu können. Bei der immer steigenden Zahl dieser nach Jerusalem ziehenden Hellenisten, die ihre Muttersprache auch in Jerusalem beibehielten, erklärt es sich, daß auch diese Sprache dort neben dem Aramäischen nicht nur Eingang fand und allgemein verstanden wurde, sondern sogar immer mehr in den Vordergrund trat. „Nach Apg. 6, 9 hatten sich in Jerusalem mehrere Synagogengemeinschaften gebildet und zwar ausschließlich aus Hellenisten. Im Hinblick auf diese Verhältnisse ist die Mitteilung des Josephus glaubhaft, daß in Jerusalem die Kenntnis des Griechischen selbst bei niedrig stehenden Leuten etwas ganz Gewöhnliches gewesen sei." [1] „Es ist dies aber nicht das reine klassische Griechisch, sondern das Produkt einerseits des makedonischen und andererseits des römischen Weltreiches." [2] Daß schon in den Jahren 40—50 dieses Griechisch in Jerusalem allgemein verstanden wurde, beweist der in dieser Zeit abgefaßte und speziell an die palästinensischen also auch jerusalemitischen Judenchristen gerichtete Jakobusbrief. In dieser Sprache sind ja auch alle anderen neutestamentlichen Schriften verfaßt, mit Ausnahme des Matthäusevangeliums. Dieses wurde noch in hebräischer Sprache geschrieben und zwar vor allem deshalb, weil es allem nach schon vor dem Jahre 42, also vor dem Ueberhandnehmen des Griechischen über das Aramäische, geschrieben wurde. Unter dem Hebräisch des Matthäusevangeliums ist aber die palästinensische Landessprache, das Aramäische, zu verstehen und nicht das reine Schrifthebräisch des A. T. [3]).

Aber auch letzteres war in Jerusalem noch nicht ganz ausgestorben. Wenigstens die Anfangsgründe und Hauptzüge dieser Sprache wurden der jüdischen Jugend in den Rabbinenschulen beigebracht. Angewandt wurde das klassische Hebräisch bei Einführung der Juden bezw. Christen (die ja auch noch den jüdischen Gottesdienst besuchten) in die Gesetze. Der Umstand, daß die während des Gottesdienstes vorgelesenen Stücke aus dem A. T. eigens ins Aramäische verdolmetscht werden mußten, beweist uns ein Doppeltes: zunächst, daß es immer noch solche gab, welche das Hebräische voll und ganz beherrschten (dies waren in erster Linie die Priester und Gesetzeslehrer), sodann aber auch, daß die Gesamtheit des Volkes das Hebräische nicht mehr verstand.

II. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der christlichen Urgemeinde.

In wirtschaftlicher Beziehung bestand in der Urgemeinde zu Jerusalem, wie auch heute noch in der ganzen Welt, ein scharfer Gegensatz zwischen reich und arm (vgl. Matth. 19, 23 f.; Luk. 6, 20 u. 24). Stets war das Streben der sozialen Tätigkeit darauf gerichtet, diesen Gegensatz zu mildern, wenn nicht ganz zu beseitigen. Aber wie dies geschehen könne, darüber gingen und gehen die Ansichten weit auseinander. Es ist selbstverständlich, daß dieser Frage gegenüber auch die christliche Lehre, wenn anders sie eine volksbeglückende und -rettende sein sollte, Stellung zu nehmen hatte. In welcher Weise das Christentum, speziell die Christen der Urgemeinde zu

[1]) Belser, Einleitung S. 20.
[2]) Belser, ebd. S. 19.
[3]) Belser, Einleitung S. 19.

Jerusalem, diese Frage zu lösen versuchten, werden wir bald sehen. Vorher wollen wir aber noch einen Blick werfen auf die Gründe, die eine so unverhältnismäßige Verarmung herbeigeführt haben, wie sie unter den ersten Christen tatsächlich und zweifellos bestand[1]).

Einmal war das Christentum an und für sich die Religion der Armen κατ' ἐξοχήν[2]).

Unter diesen Armen sind aber nicht allein die Armen im Geiste zu verstehen, sondern auch Arme im Sinn von Besitzlosen und Sklaven, welch letztere scharenweise dem Christentum zuströmten. Lehrte es doch, vor Gott gebe es keinen Unterschied zwischen Freien und Sklaven, zwischen arm und reich. Behandelten ja auch die Christen sich selbst gegenseitig wie Brüder. „Sehet, wie sie einander lieb haben." Während sodann die christliche Lehre von der jenseitigen Vergeltung die Armen anzog, hielt sie wenigstens anfangs die reichen, in Sinnengenüssen schwelgenden Juden und Heiden geradezu fern.

Während der Verfolgungen sogar durch die eigenen Volksgenossen (1 Thessal. 2, 14) kamen die ersten Christen vielfach um Hab und Gut. Ueber Plünderung ihrer Habe berichtet auch der Gewährsmann des Paulus im Hebräerbrief 10, 33 f. Wer sich widersetzte oder den Abfall verweigerte, dessen Vermögen wurde einfach konfisziert. Diese Beeinträchtigungen und Unterdrückungen ließen die ersten Christen nicht nur stillschweigend über sich ergehen, sondern nahmen sie vielfach mit Freuden auf, im Hinblick auf einen besseren und bleibenden Besitz, die Krone der ewigen Seligkeit.

Andere mögen wohl auch in überspannter Enderwartung ihren bürgerlichen Beruf und damit auch den Erwerb vernachlässigt haben. Vielleicht hat Paulus auch solche im Auge, wenn er immer wieder darauf hinweist, daß er selbst die Handarbeit hochschätze[3]). Wieder andere glaubten in Ueberschätzung des Almosens alles herschenken zu müssen, um einen gottgefälligen, reinen Lebenswandel zu führen und bei Gott reich zu werden (vergl. dazu Luk. 11, 41 u. 12, 13—21). „Die Armut in der Urgemeinde mag zum Teil auch daher kommen, daß die Galiläer bei ihrer Uebersiedelung nach Jerusalem ihren Besitz im Stich gelassen haben."[4]) Man wollte sich nach Luk. 12, 33 einen Schatz im Himmel verschaffen, „der kein Ende nimmt, wo kein Dieb sich naht, und keine Motte daran nagt". Diesen übertriebenen Eifer im Almosengeben nährte noch das damals allgemein für nahe bevorstehend geglaubte und erwartete Ende der Welt. Die Reichen und Besitzenden hielten sich sodann oft nicht für die rechtmäßigen Besitzer, sondern nur für die Verwalter des ihnen von Gott zum Wohle der Mitmenschen geschenkten Eigentums[5]). Einen weiteren Antrieb zur Veräußerung der irdischen Güter könnten sicherlich viele auch erblicken in der Parabel vom törichten Reichen, vom reichen Mann und armen Lazarus (Luk. 16, 19—30), in dem Gespräch des Herrn mit dem reichen Jüngling (Luk. 12, 33) und nicht zum mindesten auch in dem vierfachen „Wehe" gegen die Reichen bei Luk. 6, 20

[1]) Vgl. Apg. 6, 1 ff.; 11, 29; Gal. 2, 10; 1 Kor. 16, 1; 2 Kor. 8, 1 ff.
[2]) Vgl. Matth. 11, 5; Luk. 4, 18 f. u. 7, 22.
[3]) Vgl. 1 Kor. 4, 12; 1 Thess. 4, 11 u. 12; 2 Thess. 3, 8 u. 10; Epheſ. 4, 48.
[4]) Dobschütz, Die urchristl. Gem., S. 106.
[5]) Vgl. Sommerlad, S. 23.

bis 26. „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme" (vgl. Matth. 19, 24 u. Mark. 10, 25).

Arm sein und ein guter Christ sein, reich sein und gottlos sein, galten im judenchristlichen Altertum fast als synonyme Begriffe. Die Notwendigkeit der Absage von der Welt, ihrem Glanz und Reichtum hat Jakobus ergreifend geschildert durch den Hinweis auf die Vergänglichkeit der irdischen Größe gegenüber dem ewigen Lohn, der den Armen im Himmel erwartet [1]). Zu beachten ist auch noch als Quelle der Armut die im Jahr 45/46 herrschende Hungersnot.

In Anbetracht solcher Umstände ist es sehr wohl zu begreifen, wenn einige reiche Christen der Urgemeinde den dort bestehenden Gegensatz zwischen reich und arm dadurch zu mildern suchten, daß sie in christlicher Bruder- und Nächstenliebe von ihrem Besitze einfach hergaben bezw. zum allgemeinen Wohl veräußerten, solange ihr Vorrat reichte. Es ist aber auch zu begreifen, wenn Lukas in seiner Apostelgeschichte 2, 44 f. schreibt: „Alle Gläubigen hatten alles unter sich gemeinsam. Hab und Gut verkauften sie und teilten es unter alle, je nachdem einer bedürftig war." Wir verstehen auch, wenn es 4, 32, 34 u. 35 heißt: „Die zahlreichen Versammlungen der Gläubigen waren ein Herz und eine Seele, und nicht einer nannte von seinem Vermögen noch etwas sein Eigentum, sondern sie hatten alles miteinander gemeinsam. Denn da war keiner unter ihnen, der Mangel litt, weil jeder, der liegende Güter oder Häuser besaß, sie verkaufte und das Geld dafür brachte und zu den Füßen der Apostel niederlegte, welches dann nach eines jeden Bedürfnis verteilt wurde."

In diesen Worten nun liegt die christliche Lösung jener Frage, wie der tatsächlich bestehende und hauptsächlich in der Urgemeinde zutage tretende Gegensatz zwischen reich und arm ausgeglichen werden könne. Vielfach werden diese Worte aber so interpretiert, als handeln sie von einem ausgesprochenen und in der Urgemeinde allgemein durchgeführten Kommunismus. Allerdings sind die Worte des Lukas, wenn man sie nur oberflächlich liest und vollends, wenn man nur Apg. 2, 44 u. 4, 32 für sich allein nimmt, ganz dazu angetan, einer Gütergemeinschaft das Wort zu reden. Und tatsächlich ist nicht zu leugnen, daß eine solche Gütergemeinschaft das einfachste und sicherste Mittel gewesen wäre, jenen schon wiederholt erwähnten Gegensatz zwischen arm und reich in der Urgemeinde (wenigstens für einige Zeit) zu beseitigen. Für einen derartigen Kommunismus wurde die ideale Auffassung des Lukas betrachtet, der als Verkünder der allerbarmenden Liebe und Güte Gottes im Sinn und Interesse der Gleichheit für einen solchen paradiesischen Zustand geschwärmt habe [2]), zumal wenn man nur Apg. 2, 44 u. 4, 32 als echt gelten lassen will wie Dobschütz [3]), während 2, 45 u. 4, 35 von anderer Hand seien. Für einen Kommunismus könnte man auch das tatsächliche Vorhandensein von solchen, die alles verkauften, auffassen. Aehnlich sind zu bewerten die „Schwärmerei" der ersten Christen und ihr Enthusiasmus, die christliche Gesinnung der damaligen Zeit, wonach der einzelne nur Verwalter seines Besitzes sein will, ferner die über-

[1]) Jakobusbrief 1, 9—12.
[2]) Dobschütz, Die urchristl. Gem., S. 105
[3]) Dobschütz, Probleme, S. 40.

aus starke Betonung der Nächstenliebe und die Hochschätzung des Almosens, endlich das Beispiel des Herrn und seiner Jünger, aus denen heraus sich die Urgemeinde entwickelt hat. In diesem eng geschlossenen, familienartigen Kreis mit dem so stark ausgeprägten Gemeinschaftscharakter wäre ein Kommunismus wohl möglich gewesen; ob aber für die Länge der Zeit durchführbar, ist eine andere Frage. Eine solche kommunistische Institution hätte auch eine Analogie gehabt in den Sekten der Essener und Ebioniten.

Dobschütz meint, man hätte nicht leugnen sollen, daß Lukas tatsächlich den Gedanken der Gütergemeinschaft in jenen Versen der Apostelgeschichte gewünscht und ausgesprochen hat [1]).

Man kann aber auch nicht leugnen, daß von einem völlig durchgeführten Kommunismus in der Urgemeinde, wie ihn die modernen Sozialisten aufgefaßt wissen wollen, keine Rede sein kann, sobald man unvoreingenommen an die Sache herangeht und auch die weiteren Worte des Lukas berücksichtigt, dieselben in Zusammenhang miteinander bringt und auf ihren ganzen und wahren Inhalt prüft. Gegen einen streng durchgeführten Kommunismus sprechen gewichtige innere und äußere Gründe. Nach Apg. 12, 12 besitzt eine Christin in Jerusalem ein Haus mit zahlreichem Gesinde. Das Haus kann nicht klein und die Besitzerin auch keine laue Christin gewesen sein. Das Verfahren des Josephus Barnabas (Apg. 4, 36 f.) ist nicht die allgemeine Regel, sondern nur eine Ausnahme und wurde vielleicht gerade deswegen besonders berichtet und von Lukas als Regel gewünscht und so dargestellt. Den deutlichsten Beweis dafür, daß nirgends in der Urgemeinde eine gesetzliche Bestimmung in Kraft gewesen ist, die den gleichzeitigen Verkauf aller liegenden Güter jedem Christen zur Pflicht gemacht hätte, besitzen wir in dem Berichte über Ananias und Saphira. Petrus hebt mit besonderem Nachdruck hervor, daß es den beiden Eheleuten frei stand, den Acker zu verkaufen oder zu behalten, daß sodann auch nach dem erfolgten Verkauf der Erlös ganz und mit Recht ihnen gehörte und zur freien Verfügung verblieb. Also war die Schenkung des Erlöses bezw. eines Teils desselben eine Tat des freien Willens und nicht eines gesetzlichen Zwanges. Die Annahme einer streng durchgeführten Gütergemeinschaft (etwa nach Art der sozialdemokratischen Zukunftsträume) würde aber verlangen, daß allgemeine für jedermann gleiche gesetzliche Bestimmungen gegolten hätten. Es müßte eine gesetzlich organisierte Verwaltung bestanden haben, die über den gemeinsamen Besitz gewacht und Rechnung geführt und von demselben an jeden in gleichen Teilen abgegeben hätte. Von alldem wissen wir aber nichts, weder aus der Schrift noch aus der Ueberlieferung. Im Gegenteil hebt Lukas, der Kronzeuge für den vermeintlichen Kommunismus, in den erwähnten Stellen ausdrücklich und mehrmals hervor, daß die Verteilung stattfand „je nachdem einer bedurfte", also nicht an alle zugleich, nicht in gleichen Teilen und nicht gezwungen, sondern freiwillig. Sodann verkaufte der eine heute, der andere morgen [2]).

Selbst wenn wir die Stellen Apg. 2, 45 u. 4, 34 u. 35 als unecht nachweisen könnten und damit einen Kommunismus in der Urgemeinde in

[1]) Dobschütz, Die urchristl. Gem., S. 105.
[2]) Vgl. Belser, Kommentar zur Apg., S. 75.

aller Form als bestehend annehmen wollten, so wäre doch unbegreiflich und fast unmöglich, daß von dieser tief einschneidenden und durchgreifenden Einrichtung im ganzen Neuen Testament sonst weder etwas erwähnt, noch dieselbe vorausgesetzt ist. Wenn wir aber annehmen, daß die angeführten Stellen in der Apostelgeschichte echt sind, dann müssen wir auch zugeben, daß Lukas ein Zeuge, nicht für, sondern gegen einen Kommunismus der Urgemeinde ist.

Anderseits wäre es indes auch verfehlt, angesichts der feststehenden Tatsachen und Schrifttexte der Urgemeinde zu Jerusalem allen und jeden Gemeinschaftscharakter auch in wirtschaftlicher Beziehung absprechen zu wollen. Wenn auch Kommunismus in der von den modernen Sozialisten gewünschten Form und Allgemeinheit sicherlich nicht bestanden hat, so waren die wirtschaftlichen Verhältnisse der christlichen Urgemeinde doch der Art, daß sie einer Art Kommunismus nahe kamen und von einem außenstehenden Beobachter in manchen Stücken leicht damit verwechselt werden konnten. Aehnlich ist aber nicht gleich. Ich glaube, der geschichtliche Tatbestand der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Urgemeinde wurde durch folgende drei Momente bezw. Faktoren gebildet und beherrscht:

1. Nach den Berichten des Lukas (Apg. 2, 7) waren alle oder fast alle ursprünglichen Jünger Jesu Galiläer. Diese verließen bezw. verkauften, als sie nach Jerusalem, der Metropole des jungen Christentums, endgültig übersiedelten, alle ihre Besitzungen, soweit sie solche überhaupt in Galiläa hatten (vgl. dazu Luk. 14, 26 u. Mk. 10, 29).

2. Es ist wohl anzunehmen, daß die galiläischen Jünger Jesu, frei von jedem Egoismus und erfüllt vom Geiste der Liebe[1]), den Erlös für ihre verkauften Besitzungen nicht jeder für sich behalten und verbraucht hat; vielmehr (vielleicht nach einer diesbezüglichen Anweisung des Herrn selbst) in uneigennütziger Weise der Gesamtheit zur Verfügung stellten. Aber nicht nur diese Galiläer, sondern auch mit ihnen zusammen die in Jerusalem neubekehrten und aufgenommenen Gemeindemitglieder, die das Beispiel der ersteren nachahmen wollten, haben, „erfüllt vom hl. Geiste, der in ihre Herzen ausgegossen war", ihre Güter als Gemeinbesitz betrachtet und verwertet. Das trat besonders auffallend in Erscheinung bei den täglichen gemeinsamen Mahlzeiten, teilweise auch im Zusammenhang mit der merkwürdigen Einrichtung der sog. Agape (vgl. Apg. 6, 1 ff.). Es gab eben in der jerusalemitischen Urgemeinde, wie anfangs bemerkt, solche Arme neben den Klerikern und neben den im Tempeldienst Beschäftigten, die auf eine irgendwie geartete Unterstützung von seiten der Reichen einfach angewiesen waren; die vielleicht durch körperliche Gebrechen oder sonstwie verhindert waren, ihr tägliches Brot sich selbst zu verschaffen.

3. Das Beispiel der aus Galiläa nach Jerusalem übersiedelten Gemeindemitglieder wirkte auf die jerusalemitischen, d. h. einheimischen Gemeindemitglieder so begeisternd und mächtig, daß auch von letzteren einzelne ihren Privatbesitz ganz oder teilweise zum allgemeinen Wohle veräußerten und den Aposteln zur Verteilung übergaben, obwohl sie eigentlich keinen direkten Anlaß dazu hatten, wie jene Galiläer. Beispiele dafür sind Barnabas (Apg. 4, 36 ff.), sowie Ananias und Saphira (Apg. 5, 1 ff.). Diese

[1]) Belser, Komm. z. Apg., S. 56.

Handlungsweise nun fand an sich bei den Gemeindemitgliedern und Vorstehern Lob und Anerkennung und wird deshalb von Lukas in der Apostelgeschichte extra erzählt. In Wirklichkeit war dies aber nicht Regel, sondern Ausnahme. Petrus selbst, das Haupt der damaligen Christenheit, verlangt von den auf seine Predigt hin nach dem Heil Verlangenden nicht Veräußerung des Privatbesitzes, wie der Herr dem reichen Jüngling gegenüber, sondern in erster Linie nur Buße und Taufe (Apg. 2, 37)[1]. Von einem eigentlichen vollständigen Kommunismus im strengen Sinne kann also keine Rede sein.

Richtig ist jedoch, daß in wirtschaftlicher Hinsicht in der Urgemeinde ein reger Gemeingeist herrschte. Die Folge davon war eine in den Händen der Apostel liegende, sehr ausgedehnte Armenunterstützung als Ausfluß der gesteigerten werktätigen Nächstenliebe, die aus der Idee Jesu Christi, aus dem engen Kreise der Zwölfe (bezw. Elfe), aus dem Geist der Gemeinschaft und familiär-brüderlichen Liebe heraus sich entwickelt und mit dem Wachsen der christlichen Gemeinde an Intensivität und Extensivität immer mehr zugenommen hat, so daß die Zwölfe sich genötigt sahen, um ihre höhere und eigentliche Aufgabe nicht vernachlässigen zu müssen, eigene Almosenpfleger, die sieben Diakonen, auszuwählen, wozu allerdings ein anderer Umstand den äußeren Anlaß gab (vgl. Apg. 6, 1 ff.). Das war aber keine Gütergemeinschaft, sondern nur Armenunterstützung, Liebesgemeinschaft mit freiwilliger, teilweiser oder gänzlicher Besitzaufopferung, wobei der Privatbesitz ungestört fortbestehen konnte und durfte (vgl. Apg. 12, 12). Diese umfangreiche Armenunterstützung war aber keineswegs Grund und Ursache jener Verarmung und Armut in der Urgemeinde, vielmehr Folge derselben und Mittel, die drückendste Armut zu lindern[2]. „Wer etwas hat, gebe dem etwas, der nichts hat." Dieser echt christliche Gedanke und Grundsatz hat durch verschiedene Stadien hindurch sich entwickelt und ist vom Verfasser des 3. Evangeliums und der Apostelgeschichte zum Lieblingsthema gewählt und entsprechend ausgestaltet worden. In diesem Sinne sind die diesbezüglichen Stellen in der Apostelgeschichte zu beurteilen. Es wäre aber entschieden zu weit gegangen, wollte man mit Dobschütz[3] sagen, Lukas hätte obigen Grundsatz zu einem „kommunistischen Idealbild" umgestaltet. Für einen allgemein und streng durchgeführten Kommunismus fehlt vielmehr in der Apostelgeschichte jegliche Grundlage, außer für den, der Aehnlichkeit mit Gleichheit verwechselt.

III. Die sittlichen Verhältnisse in der christlichen Urgemeinde.

In sittlicher Beziehung, meint Dobschütz[4], haben sich die ersten Christen ganz an die Grundsätze der Juden angeschlossen und deren Ideal ganz zu dem ihrigen gemacht. In diesen Worten ist Richtiges mit Unrichtigem vermischt. Die ersten Christen schlossen sich insofern an die Juden an, als sie deren Synagogen benützten und besuchten. Dies geschah aber nur solange als und deshalb, weil sie selbst noch keine eigenen Gotteshäuser hatten.

[1] Belser, Kom. z. Apg., S. 55.
[2] Vgl. Sommerlad, S. 25.
[3] Vgl. Dobschütz, Problem ꝛc., S. 40.
[4] Vgl. Dobschütz, Die urchristl. Gem., S. 104 u. 107.

Umsomehr unterschieden sie sich innerlich von den Juden. Vor allem brauchten die Christen ihr sittliches Lebensideal nicht von den Juden zu entlehnen. Wandelte doch ihr Ideal mindestens ein ganzes Jahr[1]) mitten unter ihnen in Gestalt des Gottmenschen selbst mit Fleisch und Blut. Wenn sich auch ihr sittliches Leben vielfach mit dem der Vollblutjuden berührte oder gar übereinstimmte (was sich aus dem engen Zusammenhang von Christentum und Judentum erklärt), so bleibt doch als geschichtliche Tatsache bestehen, daß mit dem Erscheinen des Messias und seiner Religion ganz neue, höhere, edlere und reinere sittliche Begriffe, Normen, Motive und Zwecke ins Leben getreten sind. An diese hielten sich die ersten Christen und mußten sich an sie halten, wenn sie in fleckenloser Reinheit und Sündelosigkeit ihrem Herrn und Meister nachfolgen und dienen wollten. Er hatte nicht umsonst mit solchem Nachdruck betont: „Ich gebe euch ein neues Gebot: Liebet einander, wie ich euch geliebt habe.“[2]) Ja, er stempelt die geordnete Selbstliebe zum Maßstab der werktätigen Nächstenliebe. Die sittliche Lebensanschauung der ersten Christen charakterisiert der Verfasser des Diognetbriefes treffend, wenn er 5, 8 u. 9 schreibt: „sie leben zwar im Fleische, aber nicht nach dem Fleische; sie wohnen wohl auf Erden, aber ihr Wandel ist im Himmel.“[3]) „Sehet, wie sie einander lieb haben“, mußten selbst ihre Feinde und Henker, überwältigt von der Macht des guten Beispiels, gestehen. „Die Christen unterscheiden sich in Nahrung, Kleidung, Wohnung und der übrigen Lebensweise nicht von den anderen Menschen, sie folgen in dergleichen Dingen vielmehr der bestehenden Landessitte. Wo aber die religiös sittlichen Grundsätze in Betracht kamen, da trat sofort eine Verschiedenheit hervor.“[4]) Es fehlt aus der Zeit der Urgemeinde nicht an Beispielen von wirklich erhabener Sittenreinheit und Tugendgröße

Daneben finden wir allerdings schon von Anfang an auch Unkraut unter dem Weizen. Es gab solche, die der fleischlichen Schwäche ihren Tribut bezahlten und den Versuchungen des bösen Feindes nicht stand hielten. Zu diesen gehörten auch Ananias und Saphira. Das Sündhafte ihrer Handlung bestand darin, daß sie ihren Acker offenbar veräußerten aus purer Eitelkeit, aus Stolz und Neid, um den Barnabas an scheinbarer Tugendhaftigkeit noch zu übertreffen, um sodann von Petrus und den anderen Christen wegen ihres außerordentlichen Eifers gelobt zu werden. Aus diesem Ehrgeiz entsprangen noch Heuchelei und Lüge. In der Bestrafung bezw. Ausscheidung solch kranker Elemente zeigt sich aber gerade wieder die innere sittliche Kraft des Christentums, die wie ein Sauerteig in der Urgemeinde wirksam war.

Ein anderer Mißstand entwickelte sich im Laufe der Zeit in der Urgemeinde aus der sogen. Witwenversorgung, indem dabei die hellenistischen Witwen zurückgesetzt wurden, also Parteilichkeit und Ungerechtigkeit eine Rolle spielten. Um diesen Mißstand ein für allemal zu beseitigen, wurden absichtlich sieben hellenistische Almosenpfleger gewählt. In dieser Einrich-

[1]) Die Frage der 1- oder 3jährigen Lehrtätigkeit Jesu ist noch nicht endgültig gelöst.
[2]) Joh. 13, 34 u. 15, 12.
[3]) Funk, Kirchengeschichte, 4. A., S. 64.
[4]) Funk, a. a. O.

tung zeigt sich aufs neue die Kraft des sittlichen Geistes, der überall ordnend eingreift und Wandel zu schaffen weiß. Das Idealbild, das Lukas in der Apostelgeschichte von der Urgemeinde zu Jerusalem entwirft, weist nur diese beiden Schattenseiten auf. Weiteres über die sittlichen Zustände in der Urgemeinde erfahren wir aus dem Hebräer- und Jakobusbrief. Jakobus, der „Bruder" des Herrn, ist lange Zeit Bischof von Jerusalem gewesen. Er mußte also die dortigen Verhältnisse in sittlicher Beziehung genau kennen. Wenn sein Brief auch nicht direkt an die Christen der Urgemeinde gerichtet war, sondern in erster Linie an die judenchristlichen Gemeinden innerhalb und außerhalb Palästinas, soweit sie einen gewissen Zusammenhang mit der Muttergemeinde in Jerusalem und ihrem Bischof bewahrten, so ist doch sehr leicht möglich, daß Jakobus sich bei Abfassung seines Briefes durch jerusalemitische Zustände beeinflussen ließ und auch manchmal solche im Auge hat, wenn er z. B. eifert gegen gottvergessenen Mammondienst, gegen Rechthaberei und Hartherzigkeit, gegen das schwelgerische Leben der Reichen, gegen Schmähen und Richten des Nächsten und besonders des Armen, gegen das leichtfertige Schwören und andere Zungensünden [1]).

Während Jakobus das Verhältnis der Christen zu Gott und zu einander gebessert wissen will, tadelt der Verfasser des Hebräerbriefes geradezu den Mangel an Rechtgläubigkeit und geißelt die sittliche Erschlaffung und religiösen Zweifel der Hebräer [2]). Die religiös-sittliche Lauheit, wie sie in Kap. 4 beschrieben ist, beweist die Geteiltheit der Herzen vieler zwischen Gott und der Welt.

Trotzdem darf aber nicht vergessen werden, daß mit dem Eintreten des Christentums in die Menschheit auch schon in der Urgemeinde nicht nur ein richtiger Maßstab zur Beurteilung der Sittlichkeit erscheint, sondern auch eine sichere Norm für wahre, echte Kultur und Humanität, für wahres Licht und Leben im Spiegel der Ewigkeit. Diese Norm besteht in der Liebe. Die Liebe ist Lebensprinzip, Stern und Kern des Christentums. Aus dieser Liebe heraus entwickelte sich unter Mitwirkung oben genannter Faktoren das, was manche heutzutage vielfach, aber mit Unrecht, Kommunismus nennen möchten. Liebe gehört zum Wesen des Christentums, nicht aber Gütergemeinschaft. Das hat auch der Berliner Philosoph und Pädagoge Friedrich Paulsen erkannt und zusammengefaßt in die Worte: „contemptus mundi und amor Christi sind die zwei Aufschriften auf den beiden Teppichen, hinter denen das Christentum verborgen ist." „Gott ist die Liebe" [3]) und die Liebe ist Gott [4]). Das Christentum ist wesentlich und von Anfang an diesem höchsten Gut zugewendet. Es flieht und bekämpft das Weltliche, insofern es von Gott wegführt, es freut sich aber seiner, soweit es ihm dient und nahebringt.

[1]) Vgl. Jak. 5, 1—12.
[2]) Vgl. 3, 14; 6, 1 u. 12, 12.
[3]) 1 Joh. 4, 16.
[4]) H. Schell, Christus, 1906, S. 85.

□ □ □

Der „katholisierende" R. Wagner in seinem Bühnenweihfestspiel „Parsifal".

Von Jodoc Kehrer, Musiklehrer in Beuron.

Es ist eine in kirchenmusikalischen Kreisen bekannte Tatsache und zeugt nicht zum wenigsten für den feinen Kunstsinn Wagners, daß er schon lange, ehe es einen Cäcilienverein gab, ehe Proske mit seiner Reform der kirchlichen Musik an die Oeffentlichkeit getreten war, auf Palestrina, als den Meister des kirchlichen Stils, hingewiesen hatte. Bekannt ist es auch, daß W. sich scharf gegen den Gebrauch der Instrumentalmusik in der Kirche aussprach, daß er das herrliche „Stabat mater" von Palestrina in neuer feinsinniger Bearbeitung herausgab und später Subskribent für die „Musica divina" wurde, jener Sammlung klassischer polyphoner Vokalwerke, mit deren Publikation Proske 1853 begann.

Der Katholik, der sich mit W.s Oper Tannhäuser eingehend bekannt macht, staunt über das Verständnis, das der Protestant W. in diesem Werk für die Macht der christlichen Fürbitte, insbesondere der Fürsprache Mariens, für das Wesen erbarmungsvoller, sich aufopfernder christlicher Liebe zeigt. In der Person Elisabeths, der Nichte des Landgrafen, stellt der Meister eine so sympathische, echt deutsche und echt katholische keusche Frauengestalt auf die Bühne, wie sie keine andere Oper aufweist.

Wer nun aber aus dem Gesagten schließen wollte, daß W.s Stellung gegenüber dem Katholizismus, oder auch nur dem Christentum gegenüber eine freundliche gewesen sei, wäre im Irrtum. Die Erziehung, die geistige Entwickelung W.s schließen dies schon aus.

Es ist hier, da wir uns hauptsächlich mit Wagners letztem Bühnenwerk und seiner mit diesem in Verbindung zu bringenden Schrift: „Religion und Kunst" beschäftigen wollen, nicht der Platz, auf die, in seinen früheren Schriften „Kunst und Revolution", und „Das Kunstwerk der Zukunft" enthaltenen frivolen, ja blasphemischen Aeußerungen — auf eine der letzteren wird später hingewiesen — näher einzugehen. Vorläufig kann zum Beweis des obigen die Feststellung genügen, daß Wagner schon früh ein begeisterter Anhänger Feuerbachs war[1]), daß er diesem die letztgenannte, 1850 erschienene Schrift[2]) widmete als Dank für die ihm aus F.s Schriften „gewordene Herzstärkung". Die Widmung enthält folgenden Passus: „Niemand als Ihnen, verehrter Herr, kann ich diese Arbeit zueignen, denn mit ihr habe ich Ihr Eigentum Ihnen wieder zurückgegeben."

Und doch dieses Vortreten des katholischen Elements im Tannhäuser! Suchen wir eine Erklärung dafür! Die Zeit seines ersten Pariser Aufenthalts (1839—1842) war für W. eine Zeit bitterer Not und herber Enttäuschungen. Dem vom Heimweh Gequälten fiel die Volksdichtung vom Tannhäuser in die Hände. Die heimische Sage ergriff ihn, seinem eigenen Geständnis nach, aufs heftigste. Unwiderstehlich aber zog ihn der Umstand an, daß er im Tannhäuserlied eine, wenn auch lose Verbindung mit dem

[1]) Wagner wandte sich später der Philosophie Schopenhauers zu.

[2]) Wagners Dichtungen und Schriften erschienen (auch in billiger Volksausgabe) 1912 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig (12 Bände à 1 Mk.).

Sängerkrieg auf der Wartburg entdeckte. Das führte W. zum Studium des mittelhochdeutschen Gedichts vom Sängerkrieg, der ihn „mit seiner ganzen Umgebung so unendlich heimatlich anmutete". 1842 verließ Wagner Paris. Seine Reise nach Dresden (zur Aufführung von „Rienzi") führte ihn durch das thüringische Tal. Der Anblick der Wartburg wirkte „unsäglich heimisch und anregend" auf ihn, und in dieser glücklichen Stimmung verfaßte der Meister den Entwurf zu seinem Tannhäuser.

Lag es für W. nicht nahe daß er den losen Zusammenhang des Tannhäuserlieds mit der Sage vom „Sängerkrieg auf der Wartburg", die ihn so unwiderstehlich angezogen hatte, in seiner Tannhäuser-Dichtung befestigte, und in der Person der Elisabeth das Abbild der jedem deutschen Gemüt so unendlich lieben und vertrauten Gestalt der hl. Elisabeth auf die Bühne zu bringen bemüht war?

Der Dichter läßt den von seiner Bußfahrt nach Rom zurückgekehrten Sänger mit den Worten: „Hl. Elisabeth, bitte für mich" erlöst, tot an der Leiche Elisabeths („die für ihn gebetet, für ihn geweint"), niedersinken. Mit diesem Schluß seines Werks kommt W. dem christlichen Empfinden entgegen, während das alte Tannhäuserlied den Sänger in den Venusberg zurückführt. Selbst bei der von heftiger Sinnlichkeit getragenen Venusbergszene des II. Aktes findet W. ergreifende Töne für die Sehnsucht Tannhäusers nach Erlösung von seiner Schuld:

„Den Tod, das Grab hier im Herzen ich trag',
Durch Buß' und Sühne wohl find' ich Ruh' für mich."

Mit dem Ausruf: „Mein Heil ist in Maria" läßt W. den Sänger den Armen der Göttin entfliehen und bringt so, die ein reines Empfinden abstoßende Szene [1]), wenigstens zum versöhnenden Abschluß.

Man kann es verstehen, daß das echt deutsche Künstlertum des Meisters, sein Genie im Tannhäuser wie auch in seinem späteren Lohengrin den Sieg über den Philosophen Wagner davongetragen haben.

Trotz des verwirrenden Raisonnements, das er in seinem Kommentar zu Lohengrin z. B. an die Person der Elsa knüpft, breitet sich die Dichtung „gleich einer blumigen Au" vor uns aus [2]). „Ein reicher, mächtiger Fluß zieht die Musik dahin und trägt ihr Leben und Weben hinein in die frühlingsfrische Au, über der das warme Sonnenlicht frommgläubiger, mittelalterlicher Romantik liegt."

In der Tat! Allein das weihevolle Vorspiel zu Lohengrin hätte den Meister den Unsterblichen beigesellen müssen!

Mit der Dichtung des Parsifal begann Wagner im Jahre 1865. Vollendet wurde das Bühnenweihfestspiel 1882. W. wollte mit diesem seinem letzten Werk der Welt ein ausgesprochen religiöses Drama schenken, „eine Handlung, in welcher die erhabensten Mysterien des christlichen Glaubens in Szene gesetzt werden". [3]) Die Aufführung sollte seinem Willen gemäß für immer seinem Festspielhaus in Bayreuth allein vorbehalten bleiben.

[1]) Es läßt sich nicht leugnen, daß eine dezente Inszenierung deren Eindruck wesentlich mildern kann.

[2]) Schmid S. J., „Das Kunstwerk der Zukunft und sein Meister Richard Wagner", S. 36 ff. Herder, Freiburg.

[3]) Aus einem Briefe Wagners an König Ludwig II.

„Nie soll der Parsifal auf irgend einem anderen Theater dem Publikum zum Amusement geboten werden." [1]) Um dieses Verlangen des Meisters in Erfüllung zu bringen, setzte beim Herannahen seines 30jährigen Todestags eine starke Bewegung ein. Man wollte eine gesetzliche Bestimmung erwirken, kraft derer von dem Freiwerden der Werke Wagners der Parsifal für immer ausgeschlossen bleiben sollte.

Der Reichstag versagte den verlangten Schutz, und so ist Parsifal entgegen dem Willen seines Schöpfers nun frei und verschafft den großen Bühnen, die das Werk zur Aufführung bringen, vorläufig wohl noch jedesmal ein ausverkauftes Haus!

Der ernste Kunstverständige bringt mit dem Besuch der Aufführung das zum Eindringen in den hohen Kunstwert der Schöpfung als notwendig vorhergegangene Studium von Dichtung und Musik gewissermaßen zum Abschluß. Andere gehen hin hauptsächlich, um dagewesen zu sein, man hat den Text, vielleicht auch etwas über Leitmotive gelesen, erfreut sich an den großartigen Bühnenbildern und schwärmt nachher in einigen Phrasen von dem Inhalt des Werks, den wirklich zu kennen man weit entfernt ist, sich und anderen etwas vormachend! Wieder andere wohnen der Aufführung bei, um bei dem Kunstgenuß auch die religiöse Erbauung zu finden.

Und in der Tat, sollte der eminent religiöse Stoff, zu dem Wagner hier gegriffen, auf ein christliches Gemüt nicht einen eigenartigen Zauber ausüben? Wir müssen aber die Frage aufwerfen: „War W. der Mann, der das dem Katholiken Heiligste in wahrhaft erbauender, würdiger Weise auf die Bühne bringen konnte? Schmid läßt (S. 69), indem er auf die geradezu blasphemischen Aeußerungen, die Wagner sich in seinem „Kunstwerk der Zukunft" bei der Beurteilung Meyerbeerscher Bühnenmache zu Schulden kommen läßt [2]) (Wagner nennt Meyerbeer den modernen Heiland, das weltentsündigende Lamm Gottes), die Möglichkeit offen, daß es sich im Parsifal nur um stillen Spott und Hohn, um eine tief verletzende religiöse Farce handelte. Wir schließen diese Möglichkeit aus, müssen aber doch obige Frage leider verneinen, denn dafür, daß der Schöpfer des Parsifal die in seinen früheren Schriften gegenüber Christentum und Katholizismus eingenommene Stellung inzwischen nicht verbesserte, bürgt uns seine Broschüre „Religion und Kunst", auf deren Inhalt wir jetzt näher einzugehen haben. Diese erschien 1880 (im Verlag des Bayreuther Patronatsvereins), also zur Zeit, da W.s letztes Werk seiner Vollendung entgegen ging [3]).

Zu Beginn seiner Ausführungen (S. 211 des 10. Bandes) spricht der Verfasser seine Meinung über das Verhältnis der Kunst zur Religion dahin aus, daß, wo die Religion „künstlich" werde, es der Kunst vorbehalten sei, den Kern der Religion zu retten. Die mythischen Symbole, welche die Religion im eigentlichen Sinne als wahr geglaubt wissen wolle, soll die Kunst ihrem sinnbildlichen Werte nach erfassen, um

[1]) Aus demselben Briefe.

[2]) In „Kunst und Revolution" stellt W. die katholische Kirche bei Besprechung der Renaissancebestrebungen als eine „offenkundige Lügnerin und Heuchlerin" hin.

[3]) Die Schrift findet sich auch im 10. Bande der früher erwähnten Volksausgabe der Wagnerschen Schriften, der auch die Parsifaldichtung enthält.

durch ideale Darstellung derselben, die in ihnen verborgene tiefe Wahrheit erkennen zu lassen. Dieser Ausspruch W.s dürfte schon ein Licht werfen auf die Ideen, die ihn bei der Dichtung des Parsifal leiteten. „Die Religion lebt aber nur noch künstlich, wenn sie zu immer weiterem Ausbau ihrer dogmatischen Symbole sich genötigt findet und somit das Eine, Wahre und Göttliche in ihr durch wachsende Anhäufung von, dem Glauben empfohlenen Unglaublichkeiten verdeckt", fährt W. dann fort.

Fußend auf seiner Ansicht, daß eine Religion um so göttlicher sei, als ihr innerster Kern einfacher befunden werde, daß die tiefste Grundlage jeder Religion in der Erkenntnis von der Hinfälligkeit der Welt, und in der hieraus entnommenen Anweisung zur Befreiung von derselben zu finden sei (S. 212), sucht W. dann den angeblichen Verfall der christlichen Religion nachzuweisen. Jene Erkenntnis sollte den „Armen am Geiste" durch die christliche Religion erschlossen werden (S. 212). Deren Gründer war göttlich, seine Lehre war die Tat des freiwilligen Leidens (S. 213).

Für die „Armen am Geiste" [1]) bedurfte es keiner übersinnlichen Erklärung dieser Lehre. Sie empfinden das Leiden in den Beschwerden und Entbehrungen ihrer Armut und, indem sie sich selbst dieses Empfinden offen halten, erfüllen sie die Forderung Christi von der Tat des freiwilligen Leidens (S. 213).

Wäre der Glaube an Jesus nun den „Armen" allein zu eigen verblieben, so wäre das christliche Dogma als einfachste Religion zu uns gekommen, dem „Reichen" aber war sie zu einfach; die „Geistesreichen" suchten sich den Glauben der Armen durch Umstimmung und Verdrehung anzueignen. Aus den Ergebnissen der hierdurch entstandenen Sektenstreitigkeiten nahm die Kirche schließlich das auf, was ihrer Glaubenslehre eine übermenschliche Würde geben sollte, um daraus allmählich jenen ungemein komplizierten Mythenapparat anzusammeln, für welchen sie fortan den unbedingten Glauben an etwas durchaus tatsächlich Wahrhaftiges mit unerbittlicher Strenge forderte (S. 213).

W. spricht dann (S. 215) von dem Zauber, den das Bild des Göttlichen am Kreuze „ein unwiderstehlich zu höchstem Mitleiden zur Anbetung des Leidens und zur Nachahmung durch Brechung alles selbstsüchtigen Willens hinreißendes Bild" auf das menschliche Gemüt ausüben müsse. Mit diesem habe sich die Kirche zunächst die griechisch-römische Welt zu eigen gemacht.

„Was ihr dagegen zum Verderb ausschlagen mußte und endlich zu dem immer stärker sich aussprechenden Atheismus unserer Zeiten führen konnte, war der durch Herrscherwut eingegebene Gedanke der Zurückführung dieses Göttlichen am Kreuze auf den jüdischen Schöpfer des Himmels und der Erde. (W. bringt die letzten 6 Worte in Gänsefüßchen!)

Dieser, „der zornige und strafende Gott", habe aber der gläubigen Seele nicht viel zu sagen, selbst, wenn er als weißbärtiger, ehrwürdiger Greis segnend auf seinen Sohn aus den Wolken herabblicke (S. 216). Mit diesem zornigen und strafenden Gott glaubte aber die Kirche endlich mehr durchzusetzen, als mit dem sich opfernden alliebenden Heiland der Armen. An dem Dogma vom Weltgericht und der Hölle schien der Kirche endlich

[1]) W. versteht unter diesen die an irdischen Gütern Armen.

mehr gelegen zu sein, als an dem der Erlösung durch die Liebe, und mit der „Hölle" zu schrecken ist bis auf den heutigen Tag das eigentliche Machtmittel der Kirche über die Seelen geblieben, denen das Himmelreich immer ferner sich entrückte" (S. 218).

Seine Stellung zum Dekalog drückt Wagner im Nachtrag zu „Religion und Kunst" (S. 259) mit folgenden Worten aus: „So vermögen wir darinnen vor allem keine Spur eines eigentlichen christlichen Gedankens aufzufinden." „In einer Kritik derselben (der 10 Gebote) haben wir uns nicht einzulassen, denn wir würden dabei nur auf unsere polizeiliche und richterliche Gesetzgebung treffen, welcher, zum Zwecke des bürgerlichen Bestehens, die Ueberwachung jener Gebote selbst bis zur Bestrafung des Atheismus überwiesen worden ist. Die Frage nach dem „Wo und Wann" der „anderen Welt" beantwortet dem von den Drohungen der Kirche Erschreckten, wenn es auf diese so grenzenlos wichtig dünkenden Fragen eine Antwort gibt, „sein Philosoph Schopenhauer mit unübertrefflicher Präzision und Schönheit" mit dem Ausspruch: „Friede, Ruhe und Glückseligkeit wohnt allein da, wo es kein Wo und kein Wann gibt" (S. 261).

Das sind des Parsifal-Dichters Gedanken über die wichtigsten religiösen Fragen!

Während W. im ersten Abschnitt seiner Schrift den Grund für den angeblichen Verfall der christlichen Religion in der Abkehr von der einfachen Lehre des Erlösers, der Entwickelung des Dogmas, erblickt, findet er im weiteren Verlauf seiner Ausführungen (S. 224), daß im allgemeinen wohl zugestanden werden müsse, daß nicht die Religionen selbst an ihrem Verfall schuld seien, sondern die Entartung des „geschichtlich unserer Beurteilung vorliegenden Menschengeschlechts" jenen nach sich gezogen habe. Als Grund der Entartung, des Verfalls des Menschengeschlechts bezeichnet W. den Fleischgenuß, die Abkehr von der natürlichen Nahrung. Seite 230 seiner Schrift heißt es:

„Von je ist es mitten unter dem Rasen der Raub- und Blutgier weisen Männern zum Bewußtsein gekommen, daß das menschliche Geschlecht an einer Krankheit leide, welche es notwendig in stets zunehmender Degeneration erhalte. — — Ein Mysterium hüllte Pythagoras ein, *den Lehrer der Pflanzennahrung*, kein Weiser sann nach ihm über das Wesen der Welt nach, ohne auf seine Lehre zurückzukommen. Stille Genossenschaften gründeten sich, welche verborgen vor der Welt und ihrem Wüten die Befolgung dieser Lehre als ein religiöses Reinigungsmittel von Sünde und Elend ausübten. Unter den Aermsten und von der Welt Abgelegensten erschien der Heiland, den Weg der Erlösung nicht mehr durch Lehren, sondern durch das Beispiel zu weisen: *sein eigenes Blut und Fleisch gab er als letztes, höchstes Sühnopfer für alles sündhaft vergossene Blut und geschlachtete Fleisch* dahin, und reichte dafür seinen Jüngern Wein und Brot zum täglichen Mahle: — *solches allein* genießet zu meinem Angedenken."

Das also ist die Bedeutung der Einsetzung des hl. Abendmahls (nach W.s Meinung), die er uns im Parsifal vorführt. Von großer Bedeutung für die Wagnersche Idee ist das von ihm eingeschmuggelte Wörtchen „allein".:

W. fährt dann fort: „Dieses, das einzige Heilamt des christlichen Glaubens mit seiner Pflege ist alle Lehre des Erlöse s ausgeübt. Wie mit angstvoller Gewissensqual verfolgt diese Lehre die christliche Kirche, ohne daß sie diese je in ihrer Reinheit zur Befolgung bringen könnte." . . . Sie (die Lehre) wurde zu einer symbolischen Aktion vom Priester ausgeübt, umgewandelt, während ihr

eigentlicher Sinn sich nur in den zeitweilig verordneten Fasten ausspricht." ... „Vielleicht ist schon die eine Unmöglichkeit, die unausgesetzte Befolgung dieser (also nach Wagners Ansicht in den Einsetzungsworten Christi niedergelegten) Verordnung des Erlösers durch vollständige Enthaltung von tierischer Nahrung bei allen Bekennern durchzuführen als der wesentliche Grund des so frühen Verfalls der christlichen Religion als christliche Kirche anzusehen. Diese Unmöglichkeit anerkennen müssen, heißt aber so viel, als den unaufhaltsamen Verfall des menschlichen Geschlechtes selbst bekennen!"

Vergegenwärtigen wir uns nun den ersteren Aussprüchen Wagners gegenüber die Liebesmahlszene des 1. Aktes von Parsifal. Nach der Enthüllung des hl. Grals ertönen aus der Kuppel mit ergreifender Wirkung und den Klängen des Liebesmahlmotivs die Worte:

„Nehmet hin mein Blut
um unsr'er Liebe willen,
Nehmet hin meinen Leib
auf daß ihr mein gedenket."

Amfortas, der für seinen sündigen Fall mit der nicht heilenden Wunde Geschlagene, sich selbst als unwürdigen Verwalter des Heiligtums Erklärende, segnet mit dem leuchtenden Gral Brot und Wein.

Während nun Knaben aus der Höhe der Kuppel singen:

„Wein und Brot des letzten Mahles
wandelt einst der Herr des Grales
durch des Mitleids Liebesmacht
in das Blut, das er vergoß,
in den Leib, den er gebracht.

wird das Gesegnete an die Ritter zum Mahle verteilt

Jünglinge singen dann aus der mittleren Höhe der Kuppel:

Blut und Leib der heil'gen Gabe
wandelt heut' zu eurer Labe,
sel'ger Tröstung Liebesgeist
in den Wein, der euch nun floß,
in das Brot, das heut' euch speist.

Endlich lassen sich die Ritter vernehmen:

Nehmet vom Brot,
wandelt es kühn
zu Leibes Kraft und Stärke;
treu bis zum Tod
fest jedem Müh'n
zu wirken des Heilands Werke.
Nehmet vom Wein,
wandelt ihn neu
zu Lebens feurigem Blute,
froh im Verein
brüdergetreu
zu kämpfen mit seligem Mute.

Vergleicht man den Inhalt dieser Gesänge, die ganze Szene mit den früher zitierten hier in Betracht kommenden Ausführungen Wagners aus „Religion und Kunst", so kann man Schmid nur recht geben, wenn er sich hierzu in seinem bereits erwähnten Werke (S. 199) folgendermaßen äußert:

„Das ist die Wagner'sche Dogmatik vom hl. Abendmahl!

Die Knaben lehren, daß in Christus nach der Tätigkeit der menschlichen Natur die Speise und der Trank, welche er beim hl. Abendmahl genoß, sich in seinen Leib und sein Blut verwandelten, und daß er diese

am Kreuze für uns hingab — zu welchem Zwecke, wurde schon früher gesagt —

Die Jünglinge lehren, daß die Ritter diese Lehre verstehen mögen, und in ihrem, aus Brot und Wein bestehenden Mahle die Erlösungstat Christi feiern, d. h. daß sie mit ihrer vegetarischen Nahrung das Beispiel des Abendmahls Christi nachahmen sollen. Die Ritter zeigen, daß sie dies alles wohl verstanden haben; sie singen ihr Vegetarianer-Bundeslied!"

Eingangs seiner Schrift: „Ueber das Operndichten und Komponieren im besonderen" bemerkt W., daß es ihm aufgefallen sei, wie wenig die Zuhörer von Opernaufführungen die Vorgänge der ihnen zugrunde liegenden Handlung sich zur Kenntnis gebracht hätten. Opern wie „Don Juan" und „Figaros Hochzeit" kämen hierdurch bei unverdorbenen jugendlichen Zuhörern, namentlich vom weiblichen Geschlecht, gut davon, weil diese von den Frivolitäten des Textes nichts verständen. Das ist sehr richtig gesagt! Wenn der Verfasser in derselben Broschüre kurz darauf ausführt: „Es ist mir aufgegangen, daß das deutsche Theaterpublikum zu allermeist gar nicht erfährt, was der Dichter mit dem Textbuch eigentlich gewollt habe", so möchte ich diesen Ausspruch im besonderen auf die Parsifal-Dichtung von Wagner angewandt sehen. Es ist so verständlich, wenn mancher religiös Gesinnte bei der dem Aeußeren nach so ungemein weihevollen Abendmahlsszene eine gewisse Erbauung fühlt, während der in die Wagnerschen Ideen tiefer eingedrungene Katholik sich von dieser verletzt fühlen muß. Wagner schließt den oben zuletzt zitierten Satz mit den Worten: „ja sehr oft scheint dies der Komponist nicht einmal zu wissen". Sicher und mit Recht wird er aber dieses Urteil nicht für seine eigene Parsifaldichtung gelten lassen wollen!

Selbst bedingungslose Anhänger Wagnerscher Ideen, die entweder von der Schrift: „Religion und Kunst" klugerweise wenig Notiz nehmen oder deren Zusammenhang mit Parsifal verneinen (Bernhard Vogel), geben zu, daß Wagner im Parsifal habe verkünden wollen, was er glaubte, und wie er glaubte, in welchen Formen das Erlösungswerk am Menschen sich vollzieht, auf welchem Wege er zum christlichen Heile gelangt[1]).

Die christliche Religion kommt bei Wagner für dieses Werk nicht in Betracht. In „Religion und Kunst" versteigt er sich (S. 241) zu folgenden Aussprüchen: „Die christliche Kirche beruft sich zur Erklärung der mißlichen Beschaffenheit aller menschlichen Dinge auf den Sündenfall der ersten Menschen, welcher merkwürdiger Weise nicht vom verbotenen Genusse von Tierfleisch, sondern von dem einer Baumfrucht sich herleitete. Damit stehe in einer nicht minder auffälligen Verbindung, daß der Judengott das Lammopfer Abels schmackhafter gefunden habe als das Fruchtopfer Kains."

In frivolem Tone fährt er fort: „Wir sehen aus solchen bedenklichen Aeußerungen des Charakters des jüdischen Stammgotts eine Religion (gemeint ist mit den Worten Wagners die «alttestamentarische christliche Kirche») hervorgehen, gegen deren unmittelbare Verwendung zur Regeneration des Menschengeschlechts ein tief überzeugter Vegetarianer unserer Tage bedeutende Einwendungen zu machen haben dürfte." Die Vegetarianer scheinen ihm den Kernpunkt der Regenerations-Frage des menschlichen Geschlechts unmittelbar

[1]) Schmid, S. 176 f.

ins Auge gefaßt zu haben (S. 239). Mit diesen vereint dürften die Tierschutzvereine Erfolge haben, wenn sie das Mitleid mit den Tieren bis zu einer verständnisvollen Durchdringung der tieferen Tendenz des Vegetarianismus ausbildeten (ebenda). Nicht minder würde eine von den genannten beiden Vereinen geleitete und ausgeführte Veredlung der sogen. Mäßigkeitsvereine zu wichtigen Erfolgen führen können (ebenda). Selbst der Sozialismus wäre hier als beachtenswert anzusehen, sobald er mit den genannten Vereinigungen in eine wahrhaftige und innige Verbindung träte (S. 240).

Aus dem vollen Bestand dieses, aus den genannten Vereinen (bei vollkommenem Verständnis für die Tendenz des einzelnen Vereins) zusammengesetzten Verbrüderung wäre auch die Wiedergewinnung einer wahrhaften Religion zu erhoffen (S. 241). „Wessen Gedenken würden die Gemeinden dieser Verbindung wohl feiern, wenn sie nach der Arbeit des Tages sich zum Mahle versammelten, um an Brot und Wein sich zu erlaben?" (Parsifal!)

Wie die Philosophie Schopenhauers für die Durchführung seiner auf „die Wiederherstellung des Menschengeschlechts und der christlichen Religion" hinzielenden Ideen benützt werden könnte, setzt Wagner im Nachtrag zu „Religion und Kunst" (S. 259 f.) auseinander.

Der Kunst soll es vorbehalten sein, den Kern der künstlich gewordenen Religion zu retten; diese Aeußerung W.s ist uns bereits bekannt. Streng genommen ist ihm die Musik die einzige, dem christlichen Glauben ganz entsprechende Kunst (S. 221). Während z. B. die Dichtkunst die begriffliche Form des Dogmas, als im eigentlichen Sinne wahr, unangetastet erhalten muß, löst die Musik in ihrer Wirkung die dogmatischen Worte, wie die durch sie fixierten Begriffe, bis zum Verschwinden ihrer Wahrnehmbarkeit auf, so daß sie hierdurch den reinen Gefühlsgehalt derselben fast einzig der entzückten Empfindung mitteilt (ebenda).

In dem Verhältnis, in welchem das religiöse Dogma zum eitlen Spiele jesuitischer Kasuistik oder rationalistischer Rabulistik wurde, mußte sich die echteste Musik von dem begrifflichen Worte ganz loslösen. Nur die endliche volle Trennung von der verfallenden Kirche vermochte der Tonkunst das edelste Erbe des christlichen Gedankens in seiner außerweltlichen, neugestaltenden Reinheit zu erhalten (S. 222 f.).

W. will dann in der Folge die Affinitäten einer Beethovenschen Symphonie „zu einer reinsten, der christlichen Offenbarung zu entblühenden Religion" nachweisen. An die Stelle der Religion tritt bei ihm die Tonkunst!

Sehr zutreffend drückt sich Schmid (S. 189) zu diesen letzten Ausführungen W.s mit ungefähr folgenden Worten aus: „Auf den Trümmern des verfallenen Christentums entblüht ihm das Kunstwerk der Zukunft als geläuterte christliche Offenbarung. Christus der Erlöser, den der Kirchenglaube gebunden hielt, findet Erlösung durch die Kunst!"

„Erlösung dem Erlöser", mit diesen Worten schließt W. seine Parsifaldichtung. In seiner neuen Religion will uns Wagner das Theater zum Heiligtum machen; dieser Gedanke drängt sich uns auf auch bei der Salbung — und Taufszene des 3. Aktes!

Der Dichter läßt Parsifal, den reinen Toren, nach „zahllosen Nöten, Kämpfen und Streiten" mit dem wiedereroberten heiligen Speer zurück-

kehren, um Amfortas, dem kranken Hüter und Verwalter des Heiligtums, die Heilung zu bringen.

Parsifal wird von Gurnemanz an den hl. Quell geführt und feierlich mit Wasser aus diesem besprengt; die reuige Kundry wäscht und salbt ihm die Füße, und wird dann von Parsifal getauft.

Damit wir über die Absicht Wagners, uns mit dieser Szene Momente aus dem Leben Christi vorzuführen, nicht im Zweifel sind, zeigte sich Parsifal schon nach Oeffnen des Visiers und Ablegen der Rüstung im weißen Untergewande in der äußeren Gestalt des Erlösers (mit genauer Nachahmung von Haar- und Barttracht). Die Szene, die ihre Fortsetzung in dem wundervollen Karfreitagsglauben findet, müßte ohne obige Wahrnehmung ganz bezaubernd wirken, so aber verletzt sie ein religiöses Gemüt, besonders wenn man bedenkt, daß dieser Parsifal-Christus dieselbe Persönlichkeit ist, die im 1. Akte wegen ihrer der Abendmahlfeier gegenüber gezeigten Verständnislosigkeit von Gurnemanz mit rauhen Worten zum Tempel hinausgeworfen wurde, dieselbe Persönlichkeit, die sich bei der derben Verführungsszene des 2. Aktes in einer unserem sittlichen Empfinden durchaus nicht immer zusagenden Weise benahm. (Wir werden hierauf noch zurückkommen.) Der an das Christusbild erinnernde Parsifal des letzten Aktes muß wohl eine Anordnung Wagners von den ersten Bayreuther Aufführungen her sein, da Schmid (1885) schon davon spricht.

Man fragt sich, wozu diese Profanierung? Schmid meint, Parsifal müsse hier mit seinem Namen die alte Idee des Meisters, Christus auf die Bühne zu bringen, maskieren. Zu einem dramatischen Entwurf: „Jesus von Nazareth" aus seiner Dresdener Zeit, der aber nicht zur Ausarbeitung gelangte, schreibt der Meister in „Eine Mitteilung an seine Freunde"[1]: „Es reizte mich, die Natur Jesu, wie sie unserem, der Bewegung des Lebens zugewandten Bewußtsein deutlich geworden ist, in der Weise darzutun, daß das Selbstopfer Jesus nur die unvollkommene Aeußerung desjenigen menschlichen Triebs sei, der das Individuum zur Empörung gegen die lieblose Allgemeinheit drängt, zu einer Empörung, die der einzelne allerdings nur durch Selbstvernichtung beschließen kann, die gerade aus dieser Selbstvernichtung heraus aber doch ihre wahre Natur dahin kundgibt, daß sie nicht auf den eigenen Tod, sondern auf die Verneinung der lieblosen Allgemeinheit ausging."

Man nehme zu dieser Auslegung des Erlösungstodes Christi die früher zitierte Auslegung Wagners (in „Religion und Kunst") des „letzten höchsten Sühnungsopfers" des Heilandes!

Wir erwähnten vorhin die Verführungsszene des 2. Aktes. Während nach des Meisters Willen[2] dem Vortrag der Blumenmädchen mehr das kindlich Naive anhaften, das aufreizende Element sinnlicher Verführung aber fern bleiben soll, erscheint Kundry nach W.s Anordnung als ein jugendliches Weib von höchster Schönheit in leicht verhüllender Kleidung. Sie nähert sich dem ahnungslosen „tör'gen Reinen" mit Erinnerungen an seine tote Mutter und beut ihm „als Muttersegens letzten Gruß der Liebe ersten Kuß". Dieser Kuß macht Parsifal „welthellsichtig".

[1] Im vierten Bande der Volksausgabe.
[2] Siehe „Das Bühnenweihfestspiel in Bayreuth 1882", X. Bd.

Er empfindet jetzt „im Herzen das furchtbare Sehnen, das alle Sinne faßt und zwingt". In ihm „schauert, bebt und zuckt alles in sündigem Verlangen".

Wir erwarten nun, daß Parsifal flieht, nein, er duldet noch die Liebkosungen der Verführerin, obwohl ihm diese lebhaft die Erinnerung an den ihm bekannten, auch durch Kundry herbeigeführten sündigen Fall des Amfortas zurückrufen. Bezeichnend ist auch der Ausruf Parsifals:

„Oh, Weltenwahns Umnachten,
in höchsten Heiles heißer Sucht
nach der Verdammnis Quell zu schmachten!"

Und diesen Parzifal bringt Wagner im nächsten Akt mit der Person des Erlösers in Verbindung!

Wagner benutzt allerdings die lange Verführungsszene nur als Mittel zum Zweck, und deren Schluß wirkt befreiend (Parsifal macht mit dem heiligen Speer das Kreuzeszeichen, worauf der ganze Spuk zerfließt) und versöhnend; das hebt aber die krasse Wirkung von Einzelheiten nicht auf, zu denen sich noch eine nervenaufregende Musik gesellt [1]).

Auf den Kunstwert des Bühnenweihfestspiels näher einzugehen, war nicht unsere Aufgabe. Wagners Riesengenie, das man unbedenklich neben den Genius eines Bach und eines Beethoven stellen kann, verleugnet sich auch *in* des Meisters letztem Werke nicht [2]). Wie schon früher angedeutet, sind wir auch der Ueberzeugung, daß Wagner die Absicht und den guten Willen hatte, ein religiöses Drama zu schreiben. Aber mit schmerzlichem Bedauern müssen wir Parsifal als solches ablehnen. Der einem positiven Christentum feindliche Wagner bringt die Person des Erlösers und das dem Katholiken heiligste Mysterium mit seinem letzten Werk in Verbindung, um für die in seinen Schriften, besonders in „Kunst und Religion" niedergelegten Ideen, für seine *neue Religion* Propaganda zu machen.

Mit *schmerzlichem Bedauern* lehnen wir ab, weil wir den hohen Kunstwert des Bühnenweihfestspiels, die weihevolle, tief religiöse Musik, die der Meister auch im 1. und 3. Akte bietet, wohl zu schätzen wissen, und weil wir bedenken, was ein gläubiger Wagner mit seinem reichen Geiste und seinem Genie aus der alten Parsifal-Sage im christlichen Sinne hätte machen können.

Jetzt ist Parsifal schon aufs Grammophon gekommen! Ein schreiendes, neben ein Grammophon plaziertes Reklamebild, den Parsifal des 3. Aktes (aus der Schlußszene) mit dem erhobenen Kelch darstellend, macht auf die Uebertragung von Parsifalgesängen auf dieses edle Instrument aufmerksam. So sah ich es in einem Geschäft einer rheinischen Stadt. In mancher Hinsicht wäre vielleicht doch des Meisters letztes Werk besser in Bayreuth verblieben!

---

[1]) Man glaubt heute in gewissen Kreisen das heranwachsende Menschenkind recht früh auf allen Gebieten der Kunst ohne vieles Wählen zum Wissenden machen zu sollen. Parsifal ist sicher keine Theaterkost für junge Leute, die in den Entwickelungsjahren stehen. Die Verführungsszene könnte zu einer sexuellen Aufklärung allerschlimmster Art führen.

[2]) Hätten die Oberammergauer in ihrer Passionsmusik nur etwas Aehnliches aufzuweisen, wie etwa das weihevolle Vorspiel zu Parsifal!

□ □ □

Die Bedeutung des Lebensalters im kanonischen Recht [1].

Von Kaplan Josef Becker.

(Schluß.)

IV.

Von großer Bedeutung ist auch das Lebensalter im katholischen Eherecht und zwar zunächst bei den Eheverlöbnissen. Anfangs schloß sich die Kirche beim Eherecht ganz an das römische Recht an. Erst allmählich hat sich ein eigenes Recht herausgebildet. Eheverlöbnisse wurden nur für gültig erklärt, wenn sie von bereits 7 Jahre alten Kindern geschlossen oder von diesen wenigstens genehmigt worden sind. In den alten Konstitutionen wird das 7. Lebensjahr gefordert, weil mit diesem Zeitpunkt der Gebrauch der Vernunft anfängt und die Freiheit beginnt. Also wird zum Vollzug des Verlöbnisses der freie Wille vorausgesetzt. Ausführlich hat über diese Frage der große Theologe des Mittelalters Sanchez gehandelt. Er sagt: Die Eheverlöbnisse sind ungültig, wenn sie auf dem freien Willen eines sie abschließenden Teiles nicht beruhen können; und der freie Wille ist nicht vorhanden, wenn der Gebrauch der Vernunft fehlt, und dieser kommt erst mit dem 7. Lebensjahre. Hieraus erklärt sich auch die Praxis des Rechts, die Fähigkeit, Verlöbnisse abschließen zu können, beim männlichen und weiblichen Geschlecht zur gleichen Zeit eintreten zu lassen, während zum Abschließen der Ehe für das männliche Geschlecht ein höheres Alter verlangt wird. Denn zum Verlöbnisse genügt der Gebrauch der Vernunft, der bei Männern und Frauen zur gleichen Zeit eintritt. In den Bestimmungen des Corpus iur. can. wird überall das vollendete 7. Lebensjahr gefordert. Die von den Eltern verabredeten Verlöbnisse ihrer unmündigen Kinder sind keine Nullitäten, sondern die Kontrahenten, d. h. die Eltern, sind an den Vertrag gebunden. Ein Eheverlöbnis liegt aber in diesen Fällen nur vor, wenn beide Kinder, 7 Jahre alt geworden, ihre Zustimmung dazu geben [2]. Das durch die Desponsation der Kinder geschaffene Verhältnis wurde nicht mit der von den Erwachsenen geschlossenen Ehe auf eine Stufe gestellt. Es wurden die Kontrahenten zunächst nur für verpflichtet erklärt, den Eintritt der Pubertät abzuwarten und dann das vorzeitig geschlossene Verlöbnis zu bestätigen, oder aber zurückzutreten. Diese Wartevorschrift bezog sich auch auf den zur Zeit der Desponsation schon mündig gewesenen Kontrahenten. Während dieser für gebunden erklärt wird, wird die Entscheidung lediglich in die Hand des unmündig gewesenen Teiles gelegt. Wenn beide Kontrahenten noch nicht mündig sind, so braucht der mündig gewordene Teil nicht zu warten, bis daß der andere mündig wird. Nach der kirchlichen Praxis soll diese Entscheidung allsogleich nach erfolgter Pubertät abgegeben werden. Gibt der mündig gewordene Teil keine Erklärung ab, so kann der andere Teil auf Abgabe einer definitiven Erklärung klagen.

Die Bestimmungen über die Verlöbnisfähigkeit gehen über in die über die Ehemündigkeit. Wie die Kirche verhindern wollte, daß Verlöbnisse zu früh abgeschlossen würden, so wollte sie auch nicht, daß die wirkliche Ehe vorzeitig eingegangen würde. Naturrechtlich ist zur gültigen Eingehung der Ehe nur die zum Konsens hinreichende körperliche Entwickelung, nicht aber

[1] Siehe Septemberheft S. 728 ff. [2] Vgl. c. 1, 4 u. 5, X. 4, 2.

auch die körperliche Reife zur Entwicklung der copula erforderlich. Das kirchliche Recht hat sich auch hier wieder an das römische angeschlossen. Dieses verlangte für die Eingehung der Ehe den Eintritt der Pubertät. Der Zeitpunkt, in dem dieser Eintritt angenommen wurde, war verschieden. In der Kirche hat das Alter noch lange geschwankt. Basilius der Große nahm das 16. oder 17. Lebensjahr an. Auf ihn beriefen sich die Bußbücher. Gregor VII. setzt in c. 3 X. 4, 2 das 14. Lebensjahr fest. Er sagt dann weiter: „Certum autem est, eum puberem esse, qui ex habitu corporis pubertatem ostendit et generare iam potest.“ Demnach entscheidet einzig und allein die Pubertät, und diese Anschauung hat sich in der Kirche Geltung verschafft. Nach geltendem Recht genügt also zur erlaubten Eheschließung das vollendete 14. bezw. 12. Lebensjahr. Trifft zu diesem Zeitpunkte die Pubertät nicht ein, so steht dies der gültigen Eheschließung nicht im Wege. Weil das Alter von 14 und 12 Jahren nur wegen der Präsumption der früher mangelnden Pubertät festgesetzt ist, so hat die Kirche ferner bestimmt, daß, wenn neben der geistigen Reife vor jenen Jahren die Pubertät eingetreten ist, das Hindernis des Alters der gültigen Eheschließung nicht im Wege steht. Hier wird der Grundsatz angewandt: Malitia et prudentia supplet aetatem. Erlaubt ist dieselbe aber nur, wenn der Papst oder der Bischof deklariert hat, daß dieser Ausnahmefall vorliege. Das Corpus iur. can. entscheidet sich in c. 9 X. 4, 2 für die Gültigkeit einer Ehe in einem geringeren Alter, wenn die Kontrahenten die copula carnalis setzen können. Viele Bestimmungen hat das kanonische Recht auch über das Verhältnis erlassen, das besteht, wenn zwei Personen vor dem Eintritt der Pubertät eine Ehe eingehen. Hierbei schwankte die Doktrin über die rechtliche Natur des bestehenden Verhältnisses. Die einen behaupten die Nullität der Ehe, wenn auch nur ein Teil tatsächlich die geschlechtliche Reife noch nicht besaß. Dabei wurde nicht erklärt, wie durch die später vollzogene Copula dieses Verhältnis zur Ehe wurde. Andere lehren eine heilbare Nichtigkeit der vorzeitig geschlossenen Ehe, insofern dieselbe durch Konsenserklärung des mündig gewordenen Teiles konvalidiere. Andere schließen sofort die Ehe aus, indem sie die seitens Unmündiger geschlossene Ehe nichts anderes als ein Verlöbnis (sponsalia de futuro) sein lassen, das vom mündig gewordenen Teil rescindiert werden könne. Die Ehe wird aber immer für bestehend erklärt, wenn der geschlechtliche Verkehr stattgefunden hat. Dieser letzteren Auslegung hat die Kirche sich angeschlossen. So wird also die vorzeitig geschlossene Ehe als Verlöbnis angesehen, und nur die erfolgte eheliche Beiwohnung hat die spätere Gültigkeit zur Folge. Als Beispiel für letzteren Punkt sei noch angeführt c. 4 X. 4, 18, wo gesagt wird, daß eine Ehe nicht angefochten werden kann, wenn die Frau, postquam legitimo tempore accedente semel etiam copulae carnali consensit. Handelt es sich um die Frage, ob die copula stattgefunden hat, so ist den Worten des Mannes, nicht der Frau Glauben zu schenken. Nach geltendem Recht bedingt das Fehlen des gesetzlichen Alters bei einem der Kontrahenten ein öffentliches trennendes Ehehindernis. Der gesetzliche Termin soll immer erreicht werden. Denn der Satz malitia . . . darf nicht ipso facto angewandt werden, sondern es bedarf hierzu päpstlicher Bestätigung,

was ja ungefähr einer Dispens gleichkommt. Von dem Erfordernisse des Verständnisses der Konsenzerklärung als einer wesentlichen Voraussetzung jeder Ehe gibt es keine Dispens; wohl aber von dem lediglich kanonischen Erfordernis der bereits vorhandenen Reife des Alters. Die Gewalt zu dispensieren hat nur der Papst [1]).

Wie der Knabe, der seine ehelichen Pflichten nicht erfüllen kann, zur Ehe nicht geeignet ist, so sind auch diejenigen, die impotent sind, keineswegs fähig, eine gültige Ehe einzugehen. Die Impotenz bildet nach kanonischem Recht ein trennendes Ehehindernis. Zuerst in den kirchlichen Rechtsquellen des 8. Jahrhunderts wird die Impotenz als Scheidungsgrund erwähnt, so in einem Schreiben Gregors III. an einen Bischof Bonifatius im Jahre 726, das auch unter c. 18 C. 32 qu. 7 in das Rechtsbuch aufgenommen worden ist. Nicht ist ein Hindernis die Sterilität oder die Unmöglichkeit, Kinder zu erzeugen oder zu empfangen. Deshalb ist auch hohes Alter kein Ehehindernis. Ist bei einem Teile die Befürchtung vorhanden, daß er impotent ist, so muß stets die volle Pubertät abgewartet werden, also das vollendete 18. Lebensjahr beim Manne und das 14. bei der Frau. Wenn die Impotenz nicht sicher nachweisbar ist, so wird regelmäßig eine dreijährige Frist gestellt, die aber erst mit dem Eintritt der plena pubertas beginnt. Bestehen die Ehegatten nach dieser Zeit noch auf der Scheidung der Ehe, da sie während der ganzen Zeit nicht hätten fleischlich mit einander verkehren können, so soll die Auflösung gestattet werden. Die Befugnis hierzu steht nur dem Papste zu. Da das ganze Prozeßverfahren zur Bestätigung der Impotenz sehr schwierig ist, so wird meistens die Dispens a matrimonio rato non consummato erbeten.

Bei der Erteilung von Ehedispensen spielt das Alter eine Rolle als Dispensgrund. Wenn nämlich ein Mädchen superadulta ist, so gilt dies für sie als guter Dispensgrund. Als superadulta gilt jenes Mädchen, das die doppelte Zahl der für die Pubertät erforderten Jahre erreicht hat, das also 24 Jahre alt ist. Der Umstand, daß früher der Braut passende Anträge gemacht, von ihr aber zurückgewiesen wurden, ist ohne Bedeutung, wenn nur jetzt kein solcher vorliegt. Bei Witwen gilt die Vollendung des

[1]) Das Zivilrecht hat abweichend von den kanonischen Bestimmungen fast überall ein höheres Alter zur Eingehung der Ehe festgesetzt. Zum Vergleich möge die nachfolgende Tabelle aus Freisens Eherecht dienen, welche die Minimalgrenze des heiratsfähigen Alters nach den verschiedenen Gesetzgebungen angibt. Es dürfen heiraten:

in Deutschland	Mädchen	von 16	Jahren,	Männer	von 20	Jahren
in Oesterreich	„	„ 14	„	„	„ 14	„
in Belgien	„	„ 15	„	„	„ 18	„
in Spanien	„	„ 12	„	„	„ 14	„
in Frankreich	„	„ 15	„	„	„ 18	„
in Griechenland	„	„ 12	„	„	„ 14	„
in Ungarn kathol.	„	„ 12	„	„	„ 14	„
in Ungarn protest.	„	„ 15	„	„	„ 18	„
in Italien	„	„ 15	„	„	„ 18	„
in Portugal	„	„ 12	„	„	„ 14	„
in Rußland	„	„ 15	„	„	„ 18	„
in Rumänien	„	„ 16	„	„	„ 18	„
in der Schweiz	„	„ 12—17	„	„	„ 14—20	„

24. Lebensjahres nicht als Dispensgrund. Bei ihnen gilt jedoch als Grund das periculum incontinentiae viduae iunioris. Dieser Grund wird dahin ausgelegt, daß diese Bestimmung für alle Witwen gilt, die das 30. Lebensjahr noch nicht überschritten haben.

V.

Die Verpflichtung zum Abstinenzgebot beginnt mit dem vollendeten 7. Lebensjahr. Zum eigentlichen Fasten sind alle Gläubigen verpflichtet, die das 21. Lebensjahr zurückgelegt haben und nicht durch einen triftigen Grund entschuldigt sind. Die Verpflichtung hört auf mit dem vollendeten 60. Lebensjahre. Als Grund hierfür wird angeführt, daß man von diesem Zeitpunkte ab dem Tode entgegengeht. Dann haben es auch Leute in diesem Alter notwendig, öfter, wenn auch nur wenig Speisen zu sich zu nehmen. Was beim Manne das 60. Lebensjahr ist, bedeutet bei der Frau das 50.

VI.

Geradeso wie die Kirche für den Ehe- und Priesterstand ein bestimmtes Alter vorgeschrieben hat, so hat sie es auch bei den Ordensgeistlichen und Ordensleuten überhaupt getan. Die heiligen Weihen sollen nach geltendem Recht dem Ordensklerus nicht in einem geringeren Lebensalter gegeben werden als den Weltgeistlichen. Auch exempte Aebte können von dem notwendigen Alter nicht dispensieren. Bei dem Klosterleben finden wir die früher erwähnte Praxis der Oblaten und pueri donati besonders stark ausgeprägt. Das gottverlobte Kind wurde bleibend zum Klosterleben verpflichtet, konnte aber gegen ein anderes vertauscht werden; sonst dürfen die Eltern über das einmal geweihte Kind nicht weiter verfügen. Den Kindern sollte der Ordensstand anerzogen werden. Später wich die starke Betonung der väterlichen Gewalt der Anerkennung des Rechts des einzelnen, sich selbst für seinen Stand zu entscheiden. Jetzt konnte nach eingetretenem Unterscheidungsjahre der Oblate frei wählen, ob er im Kloster bleiben oder aber dasselbe verlassen wolle. Besonders Papst Cölestin III. erließ hierüber mehrere Bestimmungen, die auch in das Corpus iuris aufgenommen worden sind. So wird in c. 14 X. 3, 31 schon dem Kinde, das zu den Unterscheidungsjahren gekommen ist, gestattet, frei über sein Klosterleben zu bestimmen. Der erwachsenen Jungfrau stellt c. 1 C. 20 qu. 1 den Austritt frei. Mit der Zeit verlor das Institut der Oblaten ganz seine Bedeutung, und schon längst ist die persönliche Profeß der einzige Weg des Ordenseintrittes. Die seit dem 11. Jahrhundert gegründeten Orden und Kongregationen schlossen das Oblatenwesen statutarisch aus. Auch im alten Benediktinerorden kam es bald außer Geltung. Den Todesstoß erhielt es durch das Konzil von Trient, mit dessen Bestimmungen über die Freiheit der Profeß und der Festsetzung des Alters von 16 Jahren für den Professenten das Oblatenwesen sich nicht verträgt. Im allgemeinen kann jeder Gläubige nach erreichten Unterscheidungsjahren die Aufnahme in ein Kloster verlangen. Nach heutigem Recht sollen die Postulanten das 15. Lebensjahr schon erreicht haben. Ausnahmsweise können Mädchen auch schon mit dem 12. Lebensjahre aufgenommen werden. Als höchste Altersstufe ist bei weiblichen Orden das 25., in einigen Konstitutionen das 30. Lebensjahr festgesetzt worden. Laienbrüder sollen nicht vor dem 20. Lebensjahre auf-

genommen werden. Bei der Aufnahme in das Noviziat sind erforderlich die litterae testimoniales[1]) vom Ordinarius des Geburtsortes und dem Bischof jener Diözese, in welcher der Postulant nach seinem vollendeten 15. Lebensjahre sich ein Jahr lang aufgehalten hat. Geht ein Ehegatte ins Kloster, so soll auch der andere nachfolgen. Letzteres wird nicht verlangt, wenn die Eheleute schon vorgeschrittenen Alters sind. Ueber die Höhe dieses Alters entscheidet das richterliche Ermessen, meist verlangt man für den Mann 60, für die Frau 50 Jahre[2]).

Auch zur Profeßablegung ist ein bestimmtes Alter vorgeschrieben. Nach früherem Rechte genügte die erreichte Mündigkeit, also das vollendete 14. Jahr für den Kandidaten der männlichen Orden und das 12. für die Nonnen. Mit einem Alter von 10 Jahren begnügte sich die II. Trullanische[3]) Synode aus dem Jahre 692; 17 Jahre forderte der hl. Basilius[4]) in seinem 2. Briefe an Amphilochius, Bischof von Ikonien; 18 Jahre verlangte für Kandidaten strengerer Klöster im Jahre 591 Gregor I. Diese Bestimmung findet sich im Corpus iur. can. unter c. 5 C. 20 qu. 1. Dieselben Bestimmungen enthalten die allgemeinen Synoden von Paris[5]) aus dem Jahre 1212 und Rouen[6]) 1231. Ein vorher abgelegtes Gelübde bedurfte der im legitimen Alter vollzogenen Bestätigung. Das Tridentinum setzt in c. 15 de reg. in sessio XXV. als Voraussetzung der Gültigkeit der Profeß ohne Unterschied des Geschlechtes des Professenten ein Alter von vollen 16 Jahren fest. Durch die Congregatio Epp. Reg. vom 5. Nov. 1602 wird für die Einkleidung der Novizen in einem geringeren Alter ein apostolisches Indult verlangt. Die Konsekration wird auch heute noch nicht vor Erreichung von 25 Lebensjahren erteilt. Diese Bestimmung hatte schon die III. Synode von Karthago im Jahre 397 aufgestellt. Die statutarischen Festsetzungen eines höheren Alters für die Ablegung der Gelübde sind in Kraft geblieben. So sind z. B. in der Gesellschaft Jesu volle 15 zum Eintritt, volle 17 zur einfachen Profeß, volle 25 zur feierlichen Profeß erforderlich. Die Kapuziner legen nicht vor 18, die Minoristen nicht vor 19 und die Karthäuser nicht vor 20 Jahren die Profeß ab. Für Oesterreich gilt nach einem Schreiben des Präfekten für die Congr. Epp. Reg. vom 19. März 1857 die Bestimmung, die Profeß nur von solchen Personen entgegenzunehmen, die das 24. Lebensjahr vollendet haben, oder aber das 21., wenn ein dreijähriger Aufenthalt in demselben Kloster vorausgegangen ist. Pius IX. hat, um den staatlichen Forderungen entgegenzukommen, da der Staat z. B. in Preußen das 25. Lebensjahr für Männer und das 21. für Frauen verlangt, bestimmt, daß in Mönchsorden mit erreichtem, gesetzmäßigem Alter nur vota simplicia und nach Ablauf von drei weiteren Jahren die vota solemnia abgelegt werden können. Somit kann heute die professio religiosa erst nach vollendetem 19. Lebensjahre vom Mönche abgelegt

[1]) Entscheidung der Congregatio super statu regularium vom 25. Januar 1848 im Archiv für kathol. K.-R., Bd. 8. S. 143.
[2]) Vgl. Reiffenstuel, Ius ecclesiasticum, III. Bd., S. 636.
[3]) Pitra, Iuris eccl. Graecorum historia et monumenta, II. Bd., S. 45.
[4]) A. a. O. I. Bd., S. 587.
[5]) Hefele, Konziliengeschichte, V. Bd., S. 867.
[6]) A. a. O. S. 1010.

werden. Ferner kann der Ordensobere die Profeßablegung bis zum 25. Lebensjahre hinausschieben. Will er sie noch weiter aufschieben, so bedarf er hierzu der päpstlichen Erlaubnis. Die Vorschrift der dreijährigen Wartefrist besteht nicht, wenn jemand erst in einem späteren Alter ins Kloster eintritt.

Endlich gelten bei der Wahl des Ordensoberen bestimmte Vorschriften betreffend des Alters der Kandidaten. Da nach c. 7 § 2 X. 1, 6 jeder, der ein Seelsorgsamt erhält, das 25. Lebensjahr erreicht haben muß, so gilt dies auch für den Abt, dem die seelsorgliche Leitung der Klostergemeinde anvertraut ist. Der Konventualprior muß 25 Jahre alt sein. Wer ein anderes Priorat erhält, mag auch dessen Seelsorge von einem Weltgeistlichen ausgeübt werden, muß 20 Jahre alt sein. Für die Aebtissin schreibt das Tridentinum in sessio XXV. de reg. c. 7 das 40. Lebensjahr und 8 Klosterjahre vor. Wenn aber in einem Kloster keine gefunden werden kann, die 40 Jahre alt und würdig ist, so soll eine aus einem anderen Kloster genommen werden. Wird auch dort keine geeignete Persönlichkeit gefunden, so genügen nach der Congr. concilii für solche Ausnahmefälle auch 30 Lebensjahre und 5 Klosterjahre. Nach den Bestimmungen des Konzils von Trient hat der Vorsitzende bei der Wahl zu bestimmen, ob eine Nonne von 30 Jahren gewählt werden darf. Es muß aber hierzu die Zustimmung des Bischofs erfolgen.

VII.

Wie in jedem Straf- und Gerichtsverfahren gewisse Altersstufen festgesetzt sind, so finden wir auch im kanonischen Prozeßrecht einige diesbezügliche Vorschriften. In c. 5 C. 3 qu. 3 wird für Ankläger vor geistlichen Gerichtshöfen dasselbe Alter verlangt, das auch das römische Recht vorschreibt. Was zunächst das Alter des Richters angeht, so soll dieser mindestens 20 Jahre alt sein. Unmündigen kann die zu gerichtlichen Handlungen erforderliche Reife des Denkens nicht beigelegt werden. Gesetzmäßig sind auch die Mündigen, wenn sie nicht über 18 Jahre alt sind, dazu absolut unfähig. Diese Unfähigkeit kann bei einem delegierten Richter auch nicht mit Zustimmung der Parteien gedeckt werden. Im Alter von 18—20 Jahren kann jemand nur mit Zustimmung der Parteien vom Papste zum Richter ernannt werden. Mit dem vollendeten 20. Lebensjahre ist die Bestellung unbeschränkt. Als Verteidiger kann vor Gericht nur zugelassen werden, wer das 25. Lebensjahr vollendet hat. In geschäftlichen Sachen kann dagegen nach c. 5 § 2 in VI^to, I. 19 einer schon nach dem 14. Lebensjahr fungieren, nicht aber in Kriminalsachen.

Für den Ankläger ist auch ein bestimmtes Alter vorgeschrieben. In c. 14 C. 2 qu. 1 wird bestimmt: Ob defectum aetatis accusare non potest impubes seu pupillus; und c. 2 § 2 C. 3 qu. 7 sagt: Quidam prohibentur omnino postulare propter aetatem, ut minores decem et septem annis. Wer in einem geringeren Alter klagen will, bedarf eines Vormundes oder Anwaltes, der seine Sache vor Gericht vertritt. Mit Hilfe des Anwalts kann auch das infans rechtsgültig vor Gericht handeln. Doch können auch Minderjährige in rein geistlichen streitigen Sachen, wie Ehe-, Pfründe- und Patronatsprozessen, ohne den sonst notwendigen Vor-

mund auftreten, wenn sie die Pubertät erreicht haben. In Kriminalsachen können auch Leute unter 14 Jahren zugelassen werden, während alle bei Klagen wegen Ehebruchs bis zum 25. Lebensjahre ausgeschlossen sind, wenn es sich nicht um ihre eigene Ehe handelt.

Bei Zeugenaussagen kann den Unmündigen die geistige Reife für die sichere Auffassung und Erkenntnis einer Begebenheit nicht mit der erforderlichen Sicherheit zugetraut werden, so daß auf Grund ihres Zeugnisses über andere abgeurteilt werden könnte. C. 11 C. 4 qu. 3 sagt: . . . Ad testimonium autem infra annos quattuordecim non admittantur. Der Unmündige kann auch nicht Zeuge sein bei der Abfassung eines Testamentes, wohl aber bei der Abschließung einer Ehe, wenn er vernünftig ist und weiß, um was es sich handelt. Der Mündige kann auch als Zeuge über das vernommen werden, was er vor seiner Pubertät gesehen hat, besonders bei den Dingen, als er pubertati proximus war. Weil es aber wegen der Unaufmerksamkeit der Jugend vorkommen kann, daß sie nicht alles richtig aufgefaßt haben, so bleibt es dem Urteil des Richters überlassen, inwieweit den Zeugen Glauben zu schenken ist. Mündige vor dem vollendeten 20. Lebensjahre sollen in Kriminalsachen nicht als Zeugen zugelassen werden, wohl in Zivilsachen. Handelt es sich aber um einen außerordentlich schwierigen Prozeß, so dürfen sogar Unmündige als Zeugen zugelassen werden. Ein Höchstalter für Zeugenvernehmung gibt es nicht. Doch sollen schwache Greise gegen ihren Willen nicht zum Zeugnis gezwungen werden. Daß Unmündige nicht als Zeugen auftreten dürfen, ist auch darin begründet, daß sie nicht zum Eide herangezogen werden können. Denn im Corpus iuris can. wird ausdrücklich die Eidesfähigkeit auf das 14. Lebensjahr festgesetzt.

Insbesondere hat das Recht für das Alter der Straffälligkeit eine Grenze gezogen. Nur Zurechnungsfähige können Delikte und strafbare Handlungen begehen. Diese Reife besitzt der Mensch bis zum 7. Lebensjahre noch nicht. Kinder, infantes, können die Handlungen nicht nach ihrem sittlichen und rechtlichen Wert beurteilen und unterscheiden, sie daher auch nicht als rechtlich oder unrechtlich wollen oder nicht wollen. Die Kirche ging auch hier vom alten römischen Recht aus, in dem das infans mit dem furiosus gleichgestellt wurde. Auch die unzurechnungsfähigen Unmündigen werden von der Strafe ausgeschlossen. Man darf aber als unterste Stufe der Straffälligkeit nicht absolut die Pubertät verlangen. Der impubes gilt als zurechnungsfähig, wenn er doli capax ist. In c. 1 X. 5, 23 wird die Ansicht, Kinder unter 14 Jahren könnten überhaupt nicht sündigen, klar widerlegt. Nur die peccata, quae membris genitalibus admittuntur, werden für Kinder ausgenommen, da sie diese noch nicht begehen könnten. Die Strafe der excommunicatio latae sententiae kann von impuberes nur dann verwirkt werden, wenn es ausdrücklich bestimmt wird, so z. B. propter percussionem clericorum und wegen Verletzung der Klausur in Frauenklöstern. Bei Kindern von 7—10 Jahren, d. h. also bei den infantiae proximi wird es Regel sein, daß sie noch nicht zurechnungsfähig sind, bei den über 10 Jahre alten Kindern aber nicht. Möglich ist es aber, daß ein Kind mit 12 Jahren geistig noch so unentwickelt ist, daß es als unfähig ad graviter peccandum angesehen werden muß. In diesen Fällen

ist auch die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit noch nicht gegeben. Die Tatfrage hat der Richter zu untersuchen. Immer aber gilt jugendliches Alter als Strafmilderungsgrund. Für einige Verbrechen ist die Strafmündigkeit ausdrücklich bestimmt worden. So setzte Innocenz XI. im Jahre 1677 in der Bulle „Ad nostri apostolatus" die volle Strafmündigkeit für Hostienraub auf das 20. Lebensjahr fest. Ebenso ließ Urban VIII. im Jahre 1628 in der Bulle „Apostolatus officium" die Strafe wegen der usurpatio ordinis nur für diejenigen Minderjährigen eintreten, die das 20. Lebensjahr vollendet haben. Nach dem Poenitentiale Romanum[1]) wurde Unzucht zwischen Kindern unter 20 Jahren mit der mildesten Strafe bestraft. Das Poenitentiale Pseudo-Gregorii[2]) setzt in c. 9 als strafälliges Alter für Diebstahl das 10. Lebensjahr fest. Bei der Appellation gegen ein Urteil genießen die Minderjährigen die Begünstigung, daß sie die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand beantragen können, wenn sie durch das Urteil Schaden erlitten haben. Die Vergünstigung besteht auch, wenn der Minderjährige durch seinen Vormund gehandelt hat, und sogar, wenn der Papst das Urteil gefällt hat.

Werfen wir zum Schluß noch kurz einen Blick auf das heute geltende Recht der Protestanten, so finden wir, daß im großen nnd ganzen Uebereinstimmung mit dem katholischen Recht herrscht. Dies kommt daher, daß sie dieselben Rechtsquellen gebraucht haben. In anderen Fällen, so z. B. beim Eherecht, haben die Protestanten sich ganz an das staatliche Recht angeschlossen. Das erforderliche Alter für Aufnahme in den geistlichen Stand ist gegeben durch das Alter der Examensablegung; dieses ist in den einzelnen Staaten verschieden. In Preußen wird in der Regel das Alter von 25 Jahren gefordert. In Mecklenburg, Württemberg und Braunschweig genügen 24, in Sachsen 21 Lebensjahre. Zur Uebernahme einer Pfarrstelle sind 30 Lebensjahre erforderlich. Die Altkatholiken haben die wesentlichsten Bestimmungen über das Alter mit den römischen Katholiken gemeinschaftlich.

□ □ □

Der 25. internationale Eucharistische Kongreß zu Lourdes
(vom 22. bis 26. Juli).

Von Pfarrer Dr. Schlich, Saarbrücken, St. Jakob.

Es waren herrliche, herzerquickende Tage in Lourdes. Da waren die Nationen friedlich und einig; alle einig im Glauben. An Krieg dachten wir nicht, nur an die Liebe des Heilandes im Sakrament. Das war wirklich ein internationaler Kongreß: 10 Kardinäle, nahezu 200 Erzbischöfe und Bischöfe aus allen Ländern und Erdteilen nahmen teil. Auch einem eingeborenen Negerbischof küßte ich den Ring. Auf meine französische Anfrage, welche Schäflein er regiere — die allgemeine Begeisterung gestattete es, daß man sich ein wenig über die Etiquette hinwegsetzte — antwortete er französisch: Am Aequator, am Kongo sind unsere Missionen.

[1]) Wasserschleben, Bußordnungen der abendländischen Kirche, S. 532.
[2]) A. a. O. S. 540.

Europa war vertreten mit 9 Kardinälen und 116 Erzbischöfen und Bischöfen, Asien mit 18 Patriarchen und Bischöfen, Afrika mit 8 Erzbischöfen und Bischöfen, Amerika mit 1 Kardinal und 43 Erzbischöfen und Bischöfen, Australien mit 1 Erzbischof und 3 Bischöfen — ein kleines Konzil unter dem Präsidium des päpstlichen Kardinallegaten Granito di Belmonte. Welcher Aufschwung gegenüber dem internationalen Eucharistischen Kongreß zu Lourdes im Jahre 1899 unter dem Vorsitz des Kardinals Langenieux von Reims, den damals 19 Erzbischöfe und Bischöfe umgaben!

Gleich in der Eröffnungssitzung am 22. Juli kam die Internationalität schon wuchtig zum Ausdruck. Nach den Begrüßungsansprachen des ständigen Präsidenten Msgr. Heylen-Namur und des Bischofs von Tarbes-Lourdes hielten Ansprachen die Kardinäle Farley von New-York, Almaraz y Santos von Sevilla, Logue von Armagh-Irland,. Netto von Lissabon, sowie die Erz- bezw. Bischöfe Amigo von Southwark England, Doubrava von Königgrätz, Mossard von Kochinchina-Asien, Genez von Basutoland-Afrika, Chebeli von Beirut, Dwyer von Maitland-Ozeanien und Weihbischof Dr. Lausberg-Köln; letzterer sprach deutsch und französisch und entfesselte Stürme der Begeisterung, die allerdings auch den übrigen Rednern nicht fehlten, obwohl diese durchweg in ihrer Landessprache redeten. Den Höhepunkt bildete am 1. Tage die programmatische Rede des Kardinallegaten in italienischer und französischer Sprache. Er ging davon aus, daß die Eucharistischen Kongresse zu Lille in Frankreich ihre Wiege gehabt hätten, und daß es daher billig gewesen sei, das erste Jubiläum derselben auch in Frankreich zu feiern. Er warf einen Rückblick auf die bedeutsamsten Eucharistischen Kongresse der letzten Jahre, wobei er die von Quebek, Madrid und Wien besonders erwähnte. Er erinnerte an das herrliche Schauspiel des Wiener Kongresses, auf dem der Kaiser Franz Josef seine Kniee vor dem Herrn im Sakrament beugte und erklärte, daß er wünsche, daß in seiner Hauptstadt Wien der König im Sakrament mit derselben Pracht und Herrlichkeit empfangen und gefeiert werden solle, wie sie ihm zuteil wurde, als er vor 64 Jahren den Thron bestieg.

„Es schien kaum möglich", fuhr der Legat fort, „den Glanz und die Teilnehmerzahl der früheren Kongresse zu erreichen oder zu überbieten. Aber Gott selbst hat diese Sorge gewissermaßen auf sich genommen. Er hat die Veranstalter dieses Jubelkongresses inspiriert und sie nach Lourdes geführt, wo zwar keine irdischen Fürsten und Könige regieren, wo aber herrscht durch ihre Macht und Güte Maria, die Königin des Himmels. Sie hat den Heiland uns geschenkt.

Per Mariam ad Jesum ist daher Leitstern dieses Kongresses. Wir sind in Lourdes die Gäste der unbefleckten Jungfrau. Ihren Jesus, unseren Heiland, suchen wir in den Arbeiten des Kongresses, um ihn besser kennen und inniger lieben zu lernen, und um seine Liebe und seine Herrschaft immer mehr in unseren Herzen, in unseren Familien und Nationen sich entfalten zu lassen.

Die Eucharistie ist der Brennpunkt des religiösen Lebens. Die Eucharistie ist die Krönung des Engelsgesanges auf Bethlehems Flur: Friede und Liebe. Die Liebe Jesu hat uns die Eucharistie geschenkt. Die Eucharistie gibt den Frieden allen, die guten Willens sind.

Aus dieser göttlichen Quelle trinken die Menschen die hl. Gottesliebe, schöpfen sie den Heiltrank gegen alle Uebel. Mit diesem Himmelsbrot nähren und stärken sie sich zum ewigen Leben. Kommet daher zum eucharistischen Hei-

land ihr alle, die ihr Hunger und Durst habt nach dem ewigen Leben und nach der süßen Gottesliebe, und euer Seelenhunger wird gestillt werden. Kommt zum eucharistischen Heiland, ihr, die ihr unter das Joch eurer Leidenschaften geraten seid, kommet, versenket euch in Reue und Liebe, und ihr werdet das Leben der Seele wieder erlangen. Kommet zum eucharistischen Heiland, die ihr gebeugt seid von der Last der Leiden oder des Alters, und ihr werdet einen Vorgeschmack der ewigen Freuden haben. Kommet zum eucharistischen Heiland, ihr Jünglinge, die ihr die Hoffnung eures Vaterlandes und der Kirche seid. Hier schöpfet ihr Kraft, um über die Kämpfe eurer Jugend zu triumphieren und die Zukunft zu beherrschen. Kommet zum eucharistischen Heiland, ihr Kinder, die ihr ins Leben eintretet; kommet, bevor der böse Feind eure Unschuld geraubt, auf daß der Gott-König Besitz ergreife von euren jungen Herzen und sie bewahre und behüte für Zeit und Ewigkeit.

Nach dem Wunder der Brotvermehrung wollte die dankbare Volksmenge Christus zum König machen. Doch er entzog sich ihnen, weil er keine irdische Krone tragen wollte. Aber hinaufgefahren zur Rechten des Vaters, will er unser König sein, König unserer Herzen, König unserer Seelen, um sie dem Reich der Finsternis zu entreißen: der König des Himmels will auch König der Erde sein. Vom Tabernakel aus will er die Völker regieren, um sie Gehorsam und Demut zu lehren. Er will regieren durch die Liebe, denn die Liebe allein vermag den Menschen und den Nationen den Frieden zu geben, den sie heute so bitter notwendig haben.

Die erste Frucht des Kongresses muß sein, die Liebe zu dem Gott-König Jesus Christus und die Begeisterung für sein Reich, die hl. Kirche, überall zu verbreiten und in diesem Geiste den religionsfeindlichen Mächten unserer Zeit entschieden entgegenzutreten.

Verblendet waren diejenigen, die ihn auf dem Kalvarienberge kreuzigten, in der Hoffnung, durch ihr Verbrechen seinen Namen für immer von der Erde zu vertilgen. Aber das Blut Christi ward der Same des Christentums! Verblendet sind diejenigen, die in unseren Tagen das gottmörderische Verbrechen von Golgotha erneuern.

Aber sie werden den Schrei des christlichen Gewissens nicht unterdrücken, das nach Christus, dem König der Seelen, ruft.

Man hat ihn verbannt aus der Schule, aus den Hospitälern. Man wollte ihn selbst aus den Kirchen vertreiben. Und welches sind die Folgen? Die Erziehung ohne Gott hat Generationen voll revolutionärer Gesinnung herangebildet, die kein physischer und moralischer Zügel im Zaum zu halten vermag. Frucht der Gottlosigkeit waren stets die brudermörderischen Kämpfe, wie der Umsturz der Altäre stets den Sturz der Throne und den Untergang der Nationen im Gefolge hatte. . . .

Im Kampfe der Geister ist es ein Werk der göttlichen Vorsehung, daß die Liebe der Katholiken zum hhl. Sakrament und die stets wachsende Begeisterung auf den Eucharistischen Kongressen so glänzende Triumphe feiert. Mit Recht wird unser hl. *Vater Pius X. als der Papst der Eucharistie* bezeichnet, weil er mit solcher Eindringlichkeit betont, daß die Völker nur durch das allerheiligste Sakrament gerettet werden können, und nur auf diesem Wege sein Programm der Erneuerung der Welt in Christus erfüllt werden kann.

Ans Werk darum, meine Herren! Arbeiten wir in den Sitzungen, um das Königtum des eucharistischen Heilandes durch die Liebe des Sakramentes in den Herzen zu festigen, erfüllen wir uns selbst mit seiner hl. Liebe, wappnen wir uns durch sie wie mit einem Schilde, um unsere Seele zu schützen und unseren Herzen den Frieden der hl. Gottesliebe zu wahren.

Und wenn wir heimgekehrt sind, wollen wir *für unsere Schäflein Apostel der Eucharistie* sein, wir wollen nicht müde werden, die Gläubigen einzuladen und zu führen zu dieser Quelle des lebenspendenden Wassers, zur Quelle der Kraft, zur Quelle des Friedens, zur Quelle der Wahrheit, zur Quelle des ewigen Lebens."

Mit einer tiefbewegenden Anrufung der hl. Dreifaltigkeit und der Braut des heiligen Geistes, der Königin von Lourdes, schloß der Kardinal seine herrliche Rede.

Im Namen des französischen Episkopates hielt Kardinal Luçon von Reims, als Senior der französischen Kardinäle, die Schlußrede, in der er dem hl. Vater, dem Kardinallegaten und den Vertretern der Nationen den herzlichsten Dank des gläubigen Frankreich aussprach für die Teilnahme am Kongreß und für ihre Einheit in der Liebe zu Jesus und Maria. Der Redner fand auch einige energische Worte über das Fehlen des offiziellen Frankreich und ließ einer tiefbewegenden Klage freien Lauf über den Religions- und Kirchenhaß der maßgebenden französischen Kreise. Mit Recht! Denn wenn auch Hunderttausend Franzosen beim Kongreß in Lourdes anwesend waren, sie gehörten — abgesehen vom Klerus — der geringeren, ärmeren Bevölkerung an. Das reiche, vornehme, adelige Frankreich war sehr, sehr schwach vertreten. Dieses genießende, geldausgebende, gottvergessene Frankreich sah ich in großer Zahl im nahen Weltbade Biarritz, das ich am letzten Kongreßtage aufsuchte. Wenn wir zuweilen klagen über Teilnamlosigkeit der katholischen akademischen Kreise an kirchlichen Veranstaltungen und Katholikenversammlungen, so sind unsere Verhältnisse immer noch golden gegenüber den französischen.

Die ergreifenden Mahnungen des Kardinals Luçon an das gottlose Frankreich berührten mich um so sympathischer, nicht nur, weil sie der Wahrheit der Verhältnisse Rechnung trugen — und das ist die Hauptpflicht eines gewissenhaften Redners —, sondern weil sie auch ein Gegengewicht bildeten gegen die immer und immer wieder im Laufe des Kongresses von kleineren Rednern gebrauchten selbstgefälligen Tiraden von dem „frommen Frankreich, der ältesten Tochter der Kirche, der Avantgarde Christi und der Kirche, der religiösesten Nation usw". Immerhin weckten aber diese begeisterten Selbstbeweihräucherungen durchweg einen starken Beifall, dagegen die schmerzlichen Klagen des Kardinals Luçon bei sehr vielen bittere Tränen.

Die öffentlichen Generalversammlungen fanden täglich 1/24 Uhr auf dem freien Platz vor der Rosenkranzkirche statt. Auf der erhöhten Estrade nahmen die Bischöfe Platz und stand das Rednerpult. Der Platz faßte 20000 Personen, die im Halbkreis Stellung nahmen und durchweg die gut ausgewählten Redner hinreichend verstehen konnten. Ein Teil des Platzes war mit Bäumen besetzt, die erquickenden Schatten boten und mit Hilfe der hohen Vorderfront der Rosenkranzkirche die Akustik sehr förderten. Einen idealeren Versammlungsplatz für diese Riesenmassen hätte man sich kaum denken können.

In der 2. Generalversammlung am 23. Juli sprachen Msgr. Rumeau-Angers über das Reich Christi und das Reich der Unbefleckten Empfängnis, Weihbischof Bortolomasi-Turin und Herr Bourassa-Kanada über die Bedeutung der Eucharistie im Leben des Einzelnen und der Familie, Kardinal Andrieu-Bordeaux über die Caritas in Lourdes. Kommerzienrat Müller-Hoberg aus München-Gladbach behandelte die Eucharistie und den Frieden unter den Völkern, teils in deutscher, teils in französischer Sprache, von lebhaftestem Beifall belohnt. Er führte den Gedanken aus: Der Eucharistische Kongreß ist vor Gott ein großes Gebet,

vor der Welt aber eine Kundgebung des Friedens. In der heiligen Kommunion predigt der Friedensgott allen Völkern den Frieden. Die Sonderinteressen der Nationen schüren Zwietracht und Feindschaft. Aber vor dem Tabernakel fühlen doch alle Herzen einen Schlag, den Schlag der Liebe und des Friedens. Franzosen, Deutsche, Italiener, Engländer, Oesterreicher, Amerikaner, alle sind wir eines Heilandes Erlöste, einer Kirche Kinder. Wenn ein Fremdling in fernem Lande eine Kirche, einen Tabernakel gefunden, so hat er eine Heimat gefunden. Und wenn den Fremden auch niemand versteht, der göttliche Heiland im Tabernakel versteht ihn, mag er nun französisch, deutsch, spanisch oder sonst eine Sprache reden. Alle Menschen mögen sich als Freunde und Brüder betrachten, sie mögen zum Herzen des eucharistischen Heilandes eilen und von ihm Liebe und Frieden lernen und erflehen. Von uns, die wir aus den verschiedensten Nationen hierher gekommen sind, möge das Gebet zum Himmel steigen um eins der höchsten und kostbarsten Güter der Welt, um den Frieden unter den sozialen Ständen und die Eintracht unter den Völkern.

In der 3. Generalversammlung am Freitag nachmittag hörte ich vier Reden aus Laienmund, die durch die Wucht der Sprache, die Feinheit der geistreichen Gedanken, die logische Anordnung und theologische Korrektheit bei höchster Volkstümlichkeit geradezu überwältigend wirkten und sozusagen unübertrefflich waren. Der belgische Advokat Brifaut, ein Führer der Katholiken in der Kammer, sprach über die Eucharistie und die Männer. Es war ergreifend, wie er die zarten Beziehungen der Eucharistie zum ehelichen und Familienleben schilderte, als Vater, auf das süße Glück des Kindersegens hinwies und ausrief: Wenn die Kommunionbänke besetzt sind, bleiben auch unsere Wiegen nicht leer. A. Wilmot behandelte Pius X. und die öftere hl. Kommunion; Dankesschuld der Gläubigen an den eucharistischen Papst. Juan Taltavull aus Spanien sprach mit hinreißendem, südländischem Feuer in spanischer und französischer Sprache über das soziale Königtum Jesu Christi und Advokat Jacquier von Lyon über die eucharistischen Prozessionen von Lourdes.

Die nichtfranzösischen Redner fanden dann den meisten Beifall, wenn sie etwas sagten, was den Franzosen ausgezeichnet gefallen mußte, z. B. wenn Brifaut, die katholisch-gläubige Gesinnung seines belgischen Vaterlandes preisend, ausrief: Bruxelles c'est un petit Paris, la Belgique c'est une petite France, oder wenn der maronitische Erzbischof von Beyrut, Msgr. Chebeli, Ritter der Ehrenlegion, das katholische Frankreich mit dem Stern der Weisen verglich! Als ich dann abends bei einem gemütlichen Glas Bordeaux einigen französischen Pfarrern und Domherren sagte, wir Deutschen könnten doch solche Uebertreibungen nicht glauben und ich gleichzeitig mein Erstaunen darüber aussprach, daß die großen französischen Zeitungen, z. B. der Matin, Temps und manche andere, die wir uns auf der Reise und in Lourdes selbst gekauft hatten, gar nichts oder nur sehr wenig über den eucharistischen Weltkongreß berichteten, da erhielt ich zur Antwort: Das sind Atheisten. Ce n'est pas la France. Nous, nous fidèles catholiques sommes la France! Ich hatte den Eindruck,

daß weite Kreise des französischen Klerus sich von der Verquickung von Religion und französischem Nationalismus nicht genügend frei halten und sich von der Idee, daß unsere Religion und die katholische Kirche Weltkirche und international ist, nicht hinreichend durchdringen lassen. Daher das übertriebene Hineinspielen nationaler und patriotischer Momente in die Religion, die selbstverständlich die Vaterlandsliebe als christliche Tugend hinstellt, aber an sich doch über Nation und irdisches Vaterland erhaben sein muß.

Ich muß jedoch gestehen, daß ich mich mit diesen Einseitigkeiten wieder ausgesöhnt fühlte, wenn ich die französischen Konfratres in großer Zahl vor der Grotte der Muttergottes oder vor dem hhl. Sakrament mit einer Wärme und Innigkeit, mit zitternden, ausgestreckten Armen und rollenden Tränen stundenlang knieen und beten sah, wie wir tatsächlich nur in Ausnahmefällen beten würden.

Uebrigens erfuhr man auch öfters, besonders in der französischen Sektion offen die Schattenseiten des französischen Katholizismus. Man klagte offen, daß in manchen Gegenden die Kirchen leer und die Kommunionbänke unbesetzt seien, und daß sich der Durchführung der päpstlichen Dekrete bezw. der Kinderkommunion sehr große Schwierigkeiten entgegenstellten, weil die Geistlichkeit mangels offiziellen Volksschulreligionsunterrichtes mancherorts keinen oder nur geringen Einfluß auf die Gesamtheit der Kinder habe.

Die wichtigste praktische Arbeit wurde in den Sektionen geleistet. Auch deren Sitzungen waren durchweg sehr gut besucht. Es waren gebildet Sektionen der Franzosen, Deutschen, Engländer, Oesterreicher, Belgier, Spanier, Ungarn, Tschechen, Italiener, Polen und Portugiesen. Redner und Themata waren festgelegt. Sie behandelten teilweise wissenschaftliche Fragen über das hhl. Sakrament, mehr aber noch die praktische Seite: die heilige Kommunion als Seelenspeise für die einzelnen Stände: Kinder, Jugend, Familie, Arbeiter, Gebildete, Soldaten usw. Es gibt wohl kaum eine Frage auf diesem Gebiet der Seelsorge, die nicht behandelt wurde, so daß man recht viel lernen konnte.

Die deutsche Sektion tagte im Saale Jeanne d'Arc unter dem Vorsitz des Kölner Weihbischofs Dr. Lausberg. Sie zählte etwa 230 Teilnehmer. Es referierten Pfarrer Dr. Freese-Schwopsdorf (Diözese Osnabrück) über: Das Königtum Christi in der Eucharistie über alle Nationen gemäß Geschichte und Theologie. „Die Kirche", so führte er aus, „habe ihren durch Jahrhunderte siegreichen Kampf nur deshalb bestanden, weil sie ihre Glieder mit dem Leibe und Blute Christi vereinige." Ferner referierten Pfarrer Genau-Wangelrod (Diözese Paderborn) über die Art, wie wir dem hhl. Altarssakrament Anbetung und Treue erweisen können, und welche Bedeutung die sakramentalen Zeremonien besitzen, und Vikar Dr. Mergentheim-M.-Gladbach über das Altarssakrament im menschlichen Leben. „Menschenkraft", so führte er aus, „reicht nicht aus, die religiösen Ideale zum Siege zu führen. Nur der Gott der Liebe im Sakrament kann den Sieg erringen über den Materialismus auf allen Gebieten menschlichen Denkens und Handelns. Wahre Freiheit, Gleichheit und

Brüderlichkeit erblüht nur auf dem Boden der Religion. Ist denn der Mensch frei, wenn er seinen Leidenschaften und Trieben folgt? Wahre Freiheit, Freiheit der Kinder Gottes strömt aus dem Tabernakel. Die heilige Eucharistie befreit den Menschen von der schwersten Fessel, von der Sünde. Die Kommunionbank ist die Brücke, die alle Stände und Alter verbindet und die Standesunterschiede aufhebt. Da weist keiner hin auf die Orden seiner Brust und den Beutel seiner Tasche, sondern jeder klopft demütig an seine Brust: O Herr, ich bin nicht würdig. Gemeinsamer Sakramentenempfang ist das vinculum caritatis der Familie für Eltern und Kinder, eine Grundlage des Ehe- und Familienglückes. Nicht umsonst gibt es heute so viele unglückliche Ehen, weil es so viele schlechte Ehen gibt. Wenn Bresche an die Urzelle menschlicher Gemeinschaft gelegt wird, so kann nur Eines siegen, und dieses Eine ist Christus im hl. Sakrament!"

In der 2. Sektionssitzung der Deutschen erschien auch der Kardinallegat Granito di Belmonte, von herzlichstem Beifallssturm begrüßt. Allen reichte er die Hand zum Ringkuß. In einer herzlichen Begrüßungsansprache dankte Herr Weihbischof Dr. Lausberg dem Kardinallegaten für die hohe Ehre, die er dem katholischen Deutschland durch sein Erscheinen erwiesen habe, und gelobte im Namen der Deutschen, daß diese in bewährter Treue fest und einig stehen in der Liebe zum heiligen Vater. In deutscher Treue stehe das deutsche Volk zu seinem Papste, treu in Gehorsam und unerschütterlich in Verehrung und Liebe. Der Herr Kardinal dankte in gut verständlichem Deutsch für die freundlichen Worte und erflehte Gottes Segen für alle Versammelte und ihre Familien in Deutschland. Gern wolle er dem hl. Vater von der Liebe und Verehrung der deutschen Katholiken berichten. In seinem Namen spendete er den apostolischen Segen. Darauf erscholl feierlich das Großer Gott, wir loben dich.

Ein herrliches, unvergeßliches Schauspiel war die jeden Abend nach Einbruch der Dunkelheit stattfindende Lichterprozession. Sie nahm ihren Ausgang von der Grotte, wo die Statue der Unbefleckten Empfängnis steht. Es beteiligten sich wohl 30—40000 Personen aller Nationen daran, die alle Kerzen trugen und in hl. Begeisterung das leicht lernbare, volkstümliche Lourdes-Lied mitsangen. Endlos zogen sich die langen Reihen im Dunkel der Nacht um die Basilika und über den gewaltigen Vorplatz. Die tausende von Flammen warfen eine Flut von Licht nach den Berghängen hin. Die Türme und Zinnen der Basilika und der Rosenkranzkirche waren elektrisch in verschiedenen Farben beleuchtet. Ihr Licht strahlte wider aus den Wassern des am Fuße vorbeirauschenden Gave. Vom Turme der Kirche oder dem gegenüberliegenden Berge herab gesehen, bietet die Abend-Lichterprozession ein überwältigend schönes Bild. Laut und immer lauter drangen die frommen Gesänge der Pilger wie Meereswogen hinauf, zuweilen in verschiedenen Sprachen, aber dann alle einig in dem Ave, ave Maria! Wenn die Prozession die Wege durch die Anlagen zurückgelegt hatte, so löste sie sich auf dem Platze vor der Basilika auf, und alle nahmen in langen Reihen Aufstellung vor der großen Treppe — ein wahres Feuermeer. Dann stimmte der führende Geistliche das lateinische Credo an, das mit einer Glaubensinnigkeit und Begeisterung gesungen wurde, die von den Bergen widerhallte.

In der Schlußversammlung am 25. Juli behandelte der Kanzelredner von Notre Dame in Paris P. Janvier O. Pr. die Eucharistischen Wunder zu Lourdes. Mit einer gewaltigen, durchdringenden Stimme, die 25000 Menschen in ihren Bann schlug, wies er nach, daß die Wunder von Lourdes nach ihrer Zahl und ihrer authentischen Bestätigung apologetischen Wert besitzen. Kardinal Amette-Paris sprach über das soziale Reich Christi in der Eucharistie und lud ganz Frankreich ein zur Teilnahme an der Einweihungsfeier der Montmartre-Kirche zu Paris als Sühnestätte zu Ehren des hl. Herzens Jesu. Nach der Dankes Ansprache des Bischofs von Tarbes-Lourdes hielt der Kardinal-Legat die Schlußansprache, in der er betonte, daß er dem hl. Vater gern Bericht erstatte über die herzerhebenden Tage des Kongresses, über all die Liebe, Verehrung zu Jesus im Sakrament und den innigen Glauben aller katholischen Nationen des Erdkreises, die hier in Lourdes gewissermaßen miteinander in der Liebe Christi und seiner gebenedeiten Mutter gewetteifert hätten. Die Gesinnungen der Treue und Anhänglichkeit würden dem heiligen Vater zur Freude und zum Troste gereichen.

Der nächste Eucharistische Kongreß wird im Jahre 1916 stattfinden. Man nimmt die ursprüngliche Uebung wieder auf, wonach der Kongreß nur alle zwei Jahre stattfindet. Der Tagungsort ist noch unbestimmt.

Jeden Abend nach der Versammlung fand eine große theophorische Prozession statt, an der nur die Bischöfe und der Klerus in der Zahl von Tausenden teilnahmen. Die hl. Messen begannen um Mitternacht. Obwohl über 300 Altäre da waren und für jede Stunde zwei Geistliche für jeden Altar der Reihenfolge nach bestimmt waren, dauerten die Messen bis morgens 10, 11 Uhr. Absolutionsfakultas hatten wir alle wie in der Heimatdiözese. Gebeichtet wurde zu jeder Tages- und Nachtzeit. Ueberhaupt war die religiöse Betätigung des Volkes rührend eifrig und innig.

Die Feierlichkeiten am Sonntag, den 26. Juli, waren besonders dem Andenken an die vor 25 Jahren erfolgte Eröffnung der Eucharistischen Kongresse gewidmet. Die Stadt hatte den reichsten Schmuck angelegt. Zu den etwa 25000 Kongreßteilnehmern gesellten sich noch tausende und aber-Tausende, die mit Extrazügen aus allen Richtungen Frankreichs und Spaniens ankamen. Die Bergbewohner spanischer und baskischer Nationalität erschienen in ihren Landestrachten. Es war ein Bild ganz außergewöhnlicher Farbenpracht und Mannigfaltigkeit, das sich bei dem Pontifikalamt und bei der Prozession dem Auge, das gar nicht alles sehen konnte, darbot.

Das Pontifikalamt wurde um 10 Uhr vom Kardinallegaten auf dem großen Platze vor der Rosenkranzkirche zelebriert. Die Sonne vom Himmel leuchtete so prächtig, als wollte sie dieses herrliche Schauspiel, die Erneuerung des Kreuzesopfers unter Teilnahme von 20—30000 Andächtigen, mitfeiern. Ein Chor von 500 Sängern trug mit Instrumentalbegleitung mit musterhafter Exaktheit und überwältigender Stärke die heiligen Gesänge vor. Bei den einfachen Choralgesängen Gloria, Credo, Adorate, Tantum ergo beteiligte sich das Volk viel zahlreicher und verständnisinniger, als wir dies bei uns gewohnt sind. Das Verständnis des Chorals

und das Einleben in denselben ist den romanischen Völkern doch viel leichter als uns.

Die Prozession von 3—½7 Uhr nachmittags zählte wohl an 100 000 Teilnehmer. Sie bot ein wirklich unvergeßliches Bild. Sie wurde eröffnet von pyrenäischen Reitern in feenhafter Nationaltracht; dann folgten Tamboure und Trompeter, Vereine der Umgegend in ihren Landestrachten, die endlos lange Reihe der religiösen Vereine mit 4—500 Fahnen und Standarten, der Klerus zuerst in Schwarz, dann im Chorrock, Stadtrat und Bürgermeister von Lourdes, Ritter des St. Gregorius-Ordens, die Kanoniker und Prälaten, Aebte, Ordensvorsteher, die 200 Bischöfe und Erzbischöfe, alle im feierlichsten Ornat. Unter dem Baldachin schritt die ehrwürdige, hohe Gestalt des Kardinallegaten mit dem Allerheiligsten, umgeben von Geistlichen mit brennenden Fackeln. Ihm folgten die Kardinäle in cappa magna, der Bischof von Tarbes und Lourdes, umgeben von seinen Generalvikaren und Kanonikern, Malteserritter in großem Kostüm, päpstliche Ordensritter aller Grade, Kammerherren Sr. Heiligkeit, Mitglieder des katholischen Adels und des römischen diplomatischen Korps, katholische Senatoren, Deputierte, die Mediziner der Hospitäler und des Konstatierungsbureaus, Vertreter der großen katholischen und sozialen Organisationen Frankreichs, und zum Schluß ein Zug pyrenäischer Mannschaften zu Fuß und französische Soldaten aus der Umgebung. Der Schlußsegen wurde von einer Anhöhe herab gegeben. Sowohl von den Wiesen wie von der Esplanade aus konnte man den erhöhten Altar und die ergreifende Feierlichkeit gut überschauen. Am Abend strahlte ganz Lourdes, besonders die Kirchen, in feenhafter Beleuchtung. Damit hatte der 25. internationale Kongreß einen ergreifenden und würdigen Abschluß gefunden.

Zum Schluß möge das Telegramm des hl. Vaters, das mit einer beispiellosen Begeisterung aufgenommen wurde, als eine der letzten offiziellen Aeußerungen des hingeschiedenen Eucharistischen Papstes Aufnahme finden:

„In diesem feierlichen Augenblicke, in dem unter dem Vorsitz Ew. Eminenz, umgeben von zahlreichen Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen, und einer großen Zahl von Kongreßteilnehmern in Lourdes der 25. Eucharistische Kongreß gehalten wird, in diesen gesegneten Tagen, in denen mehr als je die Gedanken und Herzen aller Katholiken nach dem privilegierten Gebiete der Unbefleckten Empfängnis, der Stadt Mariens, gerichtet sind, um die hl. Eucharistie zu loben und zu preisen und ihr eine universale Huldigung des Glaubens und der Liebe zu erweisen, dankt der hl. Vater Ew. Eminenz und den Kongreßteilnehmern für die Gefühle kindlicher Frömmigkeit und schickt ihnen von Herzen für ihre Person und ihre Arbeiten den Apostolischen Segen, indem er die allerseligste Jungfrau bittet, die Seelen, die Nationen und die Völker, besonders aber das teure Frankreich enger zu unserem göttlichen Erlöser hinzuführen."

□ □ □

Ueber den christlichen Bußgeist.

Von Dr. Boecker, Pfarrer a. D. und Rektor in Aachen.

In der merkwürdigen Jubiläumsbulle vom 22. Dezember 1885 spricht der hl. Vater Leo XIII. den einen großen Gedanken aus, daß die Rettung und das Heil der Welt davon abhange, daß der Geist wahrer und ernster Bußfertigkeit in die Christenheit zurückkehre. Darüber sollen alle Bischöfe durch fromme und verständliche Predigten das Volk belehren und zur Buße ermahnen lassen — und zwar nicht etwa nur zu einer einmaligen Buße und Bekehrung, wie sie denen nötig ist, welche sich im Stande der Todsünde befinden, oder nur zu vorübergehenden einzelnen Bußübungen, wie sie fromme Christen von Zeit zu Zeit in außerordentlicher Weise üben, sondern zu jener beständigen Bußfertigkeit, von welcher der hl. Augustinus sagt (ep. 265 n. 8): Es gibt auch eine tägliche Buße der guten und demütigen Christen, in welcher wir an die Brust schlagen und sprechen: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern (Matth. 6, 12) . . . Mit diesen Worten demütigen wir unsere Seelen und hören nicht auf, gleichsam täglich Buße zu tun. Von dieser täglichen Buße und steten Bußfertigkeit hat das allgemeine Konzil von Trient (sessio 14 über die letzte Oelung) feierlich erklärt, daß das ganze christliche Leben eine beständige Buße sein muß.

Es hören die Menschen nicht gerne von Buße reden, sondern lieber von Gottes Güte; auch hat man gesagt, daß man den Menschen unserer Zeit die Religion von ihrer liebenswürdigen und beglückenden Seite darstellen und nicht so sehr Gottes Strafgericht schildern müsse. Das hat auch seine Wahrheit; ja der Apostel Paulus sagt, daß gerade die Güte Gottes uns zur Buße antreibt (Ignoras, quoniam benignitas Dei ad poenitentiam te adducit? Rom. 2, 4 et 5: Gemäß deiner Herzenshärte und Unbußfertigkeit häufest du dir Gottes Zorn auf den Tag des Zornes und gerechten Gottesgerichtes). Denn eben in der Buße offenbart sich am meisten Gottes unendliche Güte, weil sie durch die Gnade der Buße dem Sünder Erbarmen und Verzeihung spendet. Daher sollen wir nicht erschrecken und feige vor ihr fliehen, sondern aus ganzer Seele nach ihr streben und sie zur Grundstimmung unseres Herzens machen. Ohne heilige Buße und Bußfertigkeit gibt es für uns keine Erlösung, keine Hoffnung, keinen Trost und keine Freude — Trübsal, Angst und Not über alle Unbußfertigen in Zeit und Ewigkeit! Die Buße ist der absolut notwendige Durchgang von der Sünde ins gelobte Land. Tuet Buße, rief Johannes der Täufer (Matth. 3, 2). Dasselbe rief Jesus, als er anfing zu predigen (Matth. 4, 17).

Um diese hochwichtige Mahnung vollkommen zu verstehen, müssen wir auf das Wesen der Sünde näher eingehen; sodann unter welchen Bedingungen Gott sie verzeiht, was er fordert vom Sünder, um bei ihm gänzlichen Nachlaß zu erhalten.

1. Das kreatürliche Verhältnis des Menschen zu Gott fordert die Anerkennung der vollsten Abhängigkeit, nichts aus eigenem zu haben, nichts von

sich selbst zu sein. Das allein ist Frömmigkeit. Das Unabhängigkeitsgefühl Gott gegenüber, der Stolz, auf eigener Kraft und Tugend zu stehen, ist das Gegenteil der Frömmigkeit — ist Impietät.

Gott allein kann sagen: Keiner ist über mir, und alles ist unter mir. Sein Wille allein ist souverain, und das Geschöpf ist, weil von ihm und durch ihn, in seinem Wollen und in seiner Tätigkeit ihm unterworfen. So wie das Geschöpf dies Verhältnis mißachtet, sein eigener, absoluter Herr sein und über anderes außer ihm nach eigenem Gutdünken verfügen will, ohne Rücksicht auf Gottes ewiges und unveräußerliches Herrscherrecht, wendet es sich nicht bloß von Gott, seinem Urheber und Erhalter, ab, sondern empört sich frevelhaft, wird Hochverräter im schlimmsten Sinne des Wortes, will sich Gottes Herrschaft und Selbständigkeit anmaßen. Die Folge davon ist, daß Gott, der Heilige und Gerechte, den Frevler von sich stößt, ihn seiner glücklichen Vorzüge entkleidet, seiner Armseligkeit überläßt und mit schwerer Strafe ihn züchtigt.

Die abtrünnigen Engel haben es erfahren, was es heißt: Sündigen! Sie, die erhabenen und bevorzugten Lieblinge des Schöpfers, die mit ihrer hohen Intelligenz ganz besonders erkennen mußten, wie sie alles ihm verdankten und ihr ganzes Sein ihm demütig unterwerfen sollten, sie wurden verblendet durch ihre Schönheit und eingebildet ob der ihnen verliehenen Kraft. Zu eitler Selbstvergötterung verstiegen sie sich und, abirrend von dem Urlichte und von dem Stützpunkte ihrer Macht, wollten sie sich, um mich so auszudrücken, auf sich selbst stellen und Gott gleich sein — da verloren sie ihren Halt und stürzten herab von ihrer Höhe in den Abgrund der Finsternis, der Ohnmacht und des Elendes. All ihrer Vorzüge und ihres Glückes beraubt, blieb ihnen nur ihre arme Natur, eine Existenz zur ewigen Qual. *Ueber die Gottlosen kam bis aufs äußerste sein Zorn ohne Erbarmen* (Weisheit 19, 1), läßt sich von ihnen sagen, und sie wissen die Antwort auf die Frage des Psalmisten (89, 11): *Wer weiß deines Zornes Gewalt und deinen Grimm zu berechnen?* Aus dem Engel ein Teufel, heruntergeschleudert aus dem Himmel zur Hölle: *das ist die Folge der Sünde*, die kein Erbarmen gefunden.

2. Wir gehen über zu der Sünde der ersten Menschen.

Es war ihnen ein leichtes Verbot gegeben, um durch ihren Gehorsam Gott als ihren rechtmäßigen Gebieter über ihr Tun und Lassen, sowie als Herrn seiner Schöpfung, der ihnen eine bestimmte Frucht zu genießen untersagte, anzuerkennen; auf die Uebertretung hatte er die Todesstrafe gesetzt. Aber sie ließen sich verführen und zu dem Glauben verleiten, daß es mit der Strafe doch nicht so ernst zu nehmen sei, vielmehr würde der Genuß der Frucht ihnen großen Gewinn an Kenntnissen bringen und sie Gott gleich machen. Zweifel an Gottes Wort, Streben nach Höherem, Trieb zur Selbständigkeit führten sie zur bösen Tat, die ihnen und ihren Nachkommen schrecklich verhängnisvoll werden sollte. Der Tod kam über sie und ihre Nachkommenschaft. Ein Leben voller Beschwerden wartete ihrer: des Lebens Unterhalt sollten sie in harter Arbeit sich erwerben; die Geburt eines neuen Menschen sollte der Mutter schwere Schmerzen bereiten; der Leib Krankheiten verfallen, überhaupt das ganze Leben bitter und hart werden, ohne

daß es ihnen gestattet wäre, demselben ein Ende zu machen, weder an sich noch an andern. Das war des Leibes Strafe. Die Seele wäre unfehlbar zur Hölle gefahren, wenn nicht das Herzblut des künftigen Erlösers jetzt schon Gnade und Erbarmen ihnen erwirkt hätte. Dazu kam der Verlust jener schönen Paradiesesgüter an ihrer Seele: die Vernunft wurde geschädigt in ihrer klaren Erkenntnis von Recht und Pflicht; der Wille verlor die vollkommene Herrschaft über das Sinnliche und Leibliche; die Begierde des Fleisches, der Geschlechtstrieb, die Gaumen- und Augenlust regten sich mächtig auf, und so kam in die Seele ein trauriger Zwiespalt, und widerstrebende Elemente erhoben sich gegen den vernünftigen Willen. Es war die verdiente Strafe dafür, daß der Mensch Gott nicht gehorchte, und nun war er nicht einmal mehr über sich selbst Meister. Zu einem solchen Leben des Kampfes, des Leidens war er und seine Nachkommenschaft verurteilt, und zu der innern Buße, der Reue und dem Abscheu über die begangene Sünde kam diese schwere Buße hinzu, die unerbittlich Gott ihm auflegte und die er zeitlebens zu tragen hatte. Die Schuld fordert Sühne. Das ist auch ein allgemeines, den Menschen von Anbeginn gegebenes Bewußtsein; das ganze Menschengeschlecht hatte davon deutliche Ahnung. Wozu denn die Blutopfer bei fast allen Völkern? Warum noch jetzt gesetzliche Bußtage in verschiedenen Ländern? In der christlichen Offenbarung wird die volle Gerechtigkeit enthüllt: Am Kreuze des Gottmenschen ist die Sünde gesühnt worden; der Unschuldige litt für die Schuldigen; sein Tod war die Erlösung zum ewigen Leben für die gefallene Menschheit.

3. Im Christentum ist für den nach der Taufe Gefallenen die Buße unbedingt notwendig und zwar die aufrichtige Reue und die Genugtuung durch Werke der Buße. Das Sakrament der Buße setzt die innere Bußgesinnung voraus, sie äußert sich im Bekenntnisse der Schuld und in der Unterwerfung unter die Gewalt des Bußrichters. Sie hört demütig die verdiente Zurechtweisung an, leistet, was erforderlich ist, um den Sündenschaden gut zu machen, und ist bereit zu jeglicher Genugtuung als Strafe für die Sünde.

Und nicht damit zufrieden, sich ein- für allemal gründlich vom Bösen zum Guten gewendet zu haben, fühlt die reuige Seele das Bedürfnis, durch freiwillige Bußübungen Gottes Gerechtigkeit zu versöhnen. Die Erinnerung an die begangene Schuld entmutigt sie nicht, da die wahre Buße ohne Vertrauen auf Gottes Erbarmen nicht sein kann; aber sie spricht mit David: Meine Sünde steht immer vor mir! Das demütigt den Menschen zwar, aber macht ihn zugleich vorsichtig gegen Rückfall, da er noch immer seine Schwäche fühlt. Gerade die heiligsten Seelen fühlen oft in sich diese Schwäche am lebhaftesten, aber die Größe und Kraft der Erlösungsgnade Jesu Christi hält sie aufrecht und stärkt sie zu den glorreichsten Kämpfen und heldenmütigsten Opfern. Dazu kommt der feste Glaube, daß nur durch Christi Leiden uns Vergebung zuteil geworden. Mit Christo leiden, ist das Streben aller wahren Büßer, dadurch werden wir ihm, unserm Haupte, als würdige Glieder gleichförmig. Hier ist besonders die Wichtigkeit des heiligen Meßopfers zu betonen, worin uns das Leiden Christi und sein Büßen für uns so ergreifend vorgestellt wird. Da lernen wir das Opfer lieben und

das Opfer üben. Es lohnt der Mühe, was Beda Weber von dem frommen Rat Friedrich Wilhelm Schlössers (gestorben 1851) schreibt, zu lesen: Dieser sagte: Niemand kann ich die unendliche Fülle von Trost begreiflich machen, die ich täglich aus der hl. Messe, dieser unblutigen Feier des Todes Jesu Christi, in gläubigem Herzen schöpfe. Alle irdischen Gedanken ziehen sich zurück, meine sittlichen Kräfte leben auf wie matte Blumen im Morgentau. Christi Blut fühle ich geheimnisvoll und gnadenreich durch meine Seele rieseln. Nicht bloß alle Menschen, sondern alle Vögel des Himmels, alle Blätter an den Bäumen, alle Strahlen des Sonnenlichts, alles, was atmet, grünt und leuchtet, muß ich aufrufen, dem gütigsten Gott zu danken, welcher mich durch seinen Kreuzestod aus eigner Urkraft in die Freiheit der Kinder Gottes geführt hat." Hier sei beiläufig bemerkt, daß dessen edle Gattin zu sagen pflegte: Die Ehre der Kirche ist mir die wichtigste Angelegenheit des Herzens.

Wer so der heiligen Messe beiwohnt, vertieft seine demütige Bußgesinnung, empfindet, daß jede Gnade erworben ist durch Christi Leiden und Blut und wird wahrhaft begeistert dazu, sich auch in Leiden zu tauchen und das Leben als Opfergang zu wandeln. Darum ist es auch zu verstehen, wie Christen, welche die Kreuzesreligion in ihrem Wesen erfaßt haben, wahrhaft passionierte Liebhaber des Kreuzes sind und wie der Opfergeist Christi in seinen Gliedern fortlebt und die durch seine Gnade Geheiligten an seinem Opfer-Priestertume aktiv teilnehmen (totum sacrificium nos sumus, sagt St. Augustin de civitate Dei, 10, 6). In der Kirche Christi muß auch das Leiden Christi seine besonderen Träger haben [1]). Solche, die nicht gewöhnliche, sondern außerordentliche, schwere, große, andauernde Leiden auf sich nehmen, um den Herrn der Leiden darzustellen und ihn zu verherrlichen durch die geduldige, liebevolle Nachfolge mit einem solchen, dem seinigen möglichst ähnlichen Leiden: überall sind sie zu finden, und beim hl. Meßopfer und durch den Genuß der sakramentalen Opferspeise finden sie Trost und Stärke, ihr schweres Opfenleben mit Geduld und Kraft zu vollenden, sich und den armen Sündern und Seelen zum Heile. Denn sie wissen auch wohl, wie einer für andere genugtun kann durch Werke der Buße; und so erleichtern sie solchen, die wenig Buße tun können, den Weg des Heiles, erwirken ihnen Befreiung von Sündenstrafen und Hülfe in ihren Leiden und Nöten. Solcher Kreuzträger gibt es nicht bloß in den Klöstern der Buße, sondern auch in der Welt, so viele Mutterherzen voll Leid und Sorgen, so viele Kranke und Leidende in Spitälern, so viele starke Dulder und Dulderinnen auf den dornigen Wegen der Mission in fernen Ländern! Sie alle folgen dem Heilande auf der Ferse nach, der zu allen ohne Ausnahme gesagt hat: Wer mir nachfolgen will, nehme sein Kreuz auf sich! Das Wahrzeichen, die Fahne unserer Religion ist das Kreuz, der Weg zum Himmel ist der Kreuzweg. Jeder muß ihn gehen, der wahrhaft Buße tut, der ein Christ sein und den Sieg erringen will.

---

[1]) Man denke an die Schmerzensmutter, an den hl. Paulus, der sagt, er sei mit Christus ans Kreuz geheftet und trage seine Stigmata an seinem Leibe, an den hl. Franziskus und Katharina von Siena mit den Wundmalen, an die vielen Stigmatisierten!

Praktische Nutzanwendungen.

1. Wer schwer in seinem Leben gesündigt und sich bekehrt und die Lossprechung erhalten hat, betrachte sich wie einen, der ein todeswürdiges Verbrechen begangen hat und begnadigt worden ist zur lebenslänglichen Zuchthausstrafe.

2. Außer dem ihm vom Bußpriester auferlegten Bußwerke lege er sich freiwillig zur Sühne der Sünde Strafen auf und, was der größte Beweis der Liebe ist, wie das Konzil von Trient (Sitzung 14 Kap. 9) sagt, nehme er die zeitlichen, von Gott verhängten Strafen (flagella) demütig an und trage sie geduldig, um bei Gott dem Vater durch Jesus Christus genug zu tun. Gott nimmt dies an (dum tanta est divinae munificentiae largitas). Er klage also nie, wenn er leidet durch Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Krankheit und Not, Widerspruch und Verfolgung, Seelenkummer und Trostlosigkeit usw. Das alles hätte er verdient, und was ist dies gegen die ewige Höllenpein!

3. Insbesondere erwecke er nach dem Empfang der hl. Sakramente den mit vollkommenem Ablaß für die Todesstunde von Papst Pius X. (9. März 1904) versehenen Akt: Mein Herr und mein Gott, schon jetzt nehme ich jede Art des Todes, wie immer er mich nach deinem Wohlgefallen treffen mag, mit allen seinen Aengsten, Leiden und Schmerzen aus deiner Hand mit voller Ergebung und Bereitwilligkeit an.

4. Eingedenk seiner Sünden und Schwächen bringe er es nicht über sich, die Sünder hart zu beurteilen, sondern bete vielmehr viel für diejenigen, die in Versuchungen sind und für die Bekehrung der Sünder.

5. Zum Schlusse sei jedem zum Troste, was St. Thomas über solche sagt, welche die allerschwersten Sünden, sogar die gegen den hl. Geist begangen (in 2 Sent. dist. 43 q. 1 a. 4 ad 1): Auch diese finden durch die immense Barmherzigkeit Gottes Verzeihung, und hernach kann eine Fülle von Gnade folgen, wenn der Sünder sich aufs tiefste verdemütigt wegen der Schwere der begangenen Sünde (possunt postmodum esse abundantes gratiae, si homo maxime humilietur propter gravitatem praecedentis peccati, quia cor contritum et humiliatum Deus non despiciet. Deus nobis omnibus sit propitius per Christum D. N. Amen!

Mitteilungen

Kirchenmusikalischer Kursus in Beuron. Der soeben erschienene Jahresbericht über den verflossenen 7. kirchenmusikalischen Jahreskursus vom 15. Okt. 1913 bis 15. Juni 1914 hat auch heuer wieder sehr erfreuliche Resultate zu verzeichnen. An den Vorträgen und praktischen Uebungen in sämtlichen Fächern der katholischen Kirchenmusik und Liturgie beteiligten sich insgesamt 26 Studierende. 3 derselben gehörten dem Priesterstande, 1 dem Ordensstande und 3 dem Lehrerstande an. Ihrer Landsmannschaft nach stammten 13 aus verschiedenen Provinzen Preußens, 6 aus Baden, 3 aus Württemberg, 2 aus Bayern, je 1 aus Elsaß und Oesterreich. Der Prospekt für den am 15. Okt. begonnenen neuen Kursus zeigt mit seinen erweiterten Anordnungen, daß man in Beuron mit den erhöhten Anforderungen der fortschreitenden Zeit rechnet.

Entscheidungen des heiligen Stuhles.

1. Ablässe.

1. Da viele Bischöfe um Verleihung von Ablässen für den 2. November zugunsten der armen Seelen gebeten haben, auch die hl. Inquisition sich in der Sitzung vom 24. Juni 1914 günstig ausgesprochen hat, gewährt der hl. Vater, daß die Christgläubigen am 2. November jeden Jahres einen vollkommnen ausschließlich den armen Seelen zuwendbaren Ablaß gewinnen, so oft sie nach Beicht und Kommunion die nachstehenden Bedingungen erfüllen: Besuch einer Kirche oder eines öffentlichen bezw. halböffentlichen Oratoriums und Gebet nach der Meinung des hl. Vaters. — S. C. S. Offic. 25. Juni 1914.

2. Unvollkommene Ablässe können, wenn in der Gewährungsurkunde keine Erwähnung geschieht, daß sie mehrmals im Tage gewonnen werden können, so oft gewonnen werden als die Gebete oder frommen Werke, welche in der Urkunde angegeben sind, wiederholt werden. — S. C. S. Offic. 25. Juni 1914.

2. Festverpflichtung für Regularen.

Feste, welche im Kalender der Gesamtkirche sub ritu dupl. II. cl. cum octava simplici aufgeführt werden, sind, auch wenn sie an einigen Orten zugleich Hauptfeste der Ortspatrone oder Titulare der Kathedrale sind, nach dem Festtage betreffs der Oktav nach dem Kalender der Gesamtkirche zu feiern. — S. Rit. C. 8. Juli 1914.

3. Ungewöhnliche Titel.

Da über das Dekret der hl. Riten-Kongregation vom 28. März 1914 De insuetis cultus titulis falsche Auslegungen verbreitet worden sind, wird auf Befehl Sr. Heiligkeit kundgetan:

1. Das Dekret der hl. Riten-Kongregation vom 28. März 1914 wird von neuem bestätigt mit dem Zusatze: Es bleibt bei der Entscheidung und ist kein Einspruch zulässig.

2. Der Titel „Eucharistisches Herz Jesu" kann nur für unter demselben approbierte Bruderschaften gestattet werden, zudem nur, wenn er in dem Sinne verstanden wird, daß das heiligste Herz Jesu als in dem heiligsten Sakrament gegenwärtig bezeichnet wird.

3. Da aber ein solcher Titel nicht kanonisch und liturgisch ist, ja nach Neuerung schmeckt, ist er in der heil. Liturgie niemals anzuerkennen und zuzulassen

4. Bruderschaften aber, welche diesen Titel führen, dürfen kein anderes Fest als eigenes feiern, als das Fest des heil. Herzens Jesu mit der Gesamtkirche oder das Fronleichnamsfest. — S. R. C. 15. Juli 1914.

4. Elektrisches Licht.

Anfrage: Elektrische Lampen sind zugleich mit Wachskerzen auf dem Altare nach der Erklärung (Dekret) Nr. 4206 vom 22. November 1907 verboten. Gilt das Verbot elektrischer Beleuchtung auch für die oberen Etagen des Altaraufbaues und vor den Statuen und Heiligenbildern, die auf den Etagen und auf dem Altare stehen?

Antwort: Affirmative et ad mentem. Die hl. Riten-Kongregation hat in Erfahrung gebracht, daß an manchen Orten der Mißbrauch vorkommt, rings um die Heiligenstatuen an der Rückwand des Altares und auf den Etagen des Altares, auf denen die Leuchter stehen, kleine elektrische verschiedenfarbige Lämpchen anzubringen. Dies geziemt entschieden dem Ernst und der Würde, welche der hl. Liturgie eignen, und der Zierde des Gotteshauses weniger. Nach Einholung der Ansicht des hl. Vaters mahnt daher die heilige Riten-Kongregation wieder und wieder die Hochwürdigsten Ordinarien, sie mögen darüber wachen, daß die Dekrete der Kongregation nicht hintangesetzt werden. Der Hauptinhalt der Dekrete diesbezüglich ist: Das elektrische Licht ist verboten nicht nur zugleich mit Wachskerzen auf den Altären (Nr. 4097), sondern auch anstatt der Kerzen oder Lampen, welche vor dem Allerheiligsten und vor den Reliquien der Heiligen vorgeschrieben sind. Für andere Orte der Kirche und für andere Zwecke ist die elektrische Beleuchtung, wenn der Ordinarius es für gut hält, gestattet, vorausgesetzt, daß in allem jener Ernst gewahrt bleibt, den

die Heiligkeit des Ortes und die Würde der hl. Liturgie erfordern (Nr. 3859, 4206, 4210). Auch ist es nicht gestattet, bei der privaten oder öffentlichen Aussetzung den inneren Teil des Tabernakels mit elektrischen Lampen, die im Innern angebracht sind, zu beleuchten, damit das heiligste Sakrament besser von den Gläubigen gesehen werden kann (Nr. 4275).

Weidenau. **Aug. Arndt.**

Bücherschau

Kunst und Seele. Bd. 1: Vom innerlichen Christentum. Von Dr. Alois Wurm. 4°. 67 S. Text. 60 Vollbilder in Mattkunstdruck. Elegant gebd. 5 Mk. Verlag der Kunstanstalten Josef Müller, München.

Der Aufschwung, den die populäre Kunstliteratur in den letzten Jahrzehnten genommen hat, erfährt eine sehr ansprechende Illustration in dem feinsinnigen Werke von Alois Wurm „Kunst und Seele", welches im 1. Bande „Vom innerlichen Christentum" jetzt vorliegt. Es ist ein geistvolles Werk von feinem psychologischen und ästhetischen Empfinden getragen. Der Titel heißt Kunst und Seele. Der Verfasser zeigt die tiefsten religiösen Motive, die eine Seele im innersten durchleuchten und zum Wirken bestimmen. Er zeigt sie gewissermaßer plastisch an der Hand ausgezeichneter Kunstwerke, für deren Feinheiten er dem Leser das Auge zu schärfen versteht. Wie wirkungsvoll erscheint z. B. das Wort „Der Glaube" in dem unvergleichlichen Bilde von Botticelli der hl. Augustinus! Wie kraftvoll ist das Wort „Das Himmelreich leidet Gewalt", hineingezeichnet in die Thomaschen Bilder „Versuchung Christi" und „Christus am Oelberg", sowie die Charakterköpfe des hl. Franziskus (Cimabue) und des sel. Petrus Canisius (Samberger)! Bei dem großen Reichtum an religiösen Kunstwerken wird es dem Verfasser nicht leicht geworden sein, für seine erhabenen Motive „Buße und Sünde", „Der Erlöser", „Im göttlichen Bann", „Christus und die Seele", „Liebe zum leidenden Heiland", „Die Mutter des Herrn", „Der Friede Gottes" die rechte Auswahl zu treffen, aber wir wundern uns nicht, daß er die Bilder von Dürer und Fra Angelico bevorzugt, die an tiefem religiösen Empfinden, jeder in seiner Eigenart, ihresgleichen nicht leicht finden. Auch die Kunstwerke der sogen. Nazarener eignen sich für den Zweck des Buches außerordentlich, weil der religiöse Gedanke in so klaren, reinen Formen in denselben zum Ausdruck gelangt, man vergleiche z. B. das Bild von Steinle „Christus und die Seele". Wenn auch vielleicht die Künstler nicht immer alles das hineinlegen wollten in ihre Bilder, was der Verfasser darin findet, wenn auch manche Bilder weniger ansprechend sind von rein religiösem Standpunkt, z. B. einige Darstellungen nach Rembrandt, ein Maurice Denis, ein Thoma (Christus und Magdalena), so ist doch die Auswahl der Bilder recht gelungen. Es ist ganz außerordentlich anregend, besonders für den im innern Leben geschulten Leser, an der Hand der Bilder sich in die in edler Sprache gehaltenen aszetisch-mystischen Ausführungen zu vertiefen. Das Buch könnte auch den Titel führen: „Die Seele der Kunst", in der echten Kunst weht immer ein Hauch göttlichen Geistes; Gott ist die ewige Schönheit, und alles irdisch Schöne ist nur eine Ausstrahlung seiner Schönheit. Deshalb steht die Kunst als Kunst stets am höchsten, wenn sie göttliche Motive verklärt.

Für Priester ist das Buch besonders wertvoll, da sie darin eine Fülle von Material finden, um Predigt und Katechese mit Hinweisen auf die Kunstwerke zu bereichern und zu beleben. Es sei bestens empfohlen!

Trier. **Tillmann.**

Atlas hierarchicus. Von P. Karl Streit S. V. D. Gebd. in Originalband 36 Mk. Paderborn (Bonifatius-Druckerei) 1913.

Der Atlas enthält 36 vielfarbige Karten in der Größe von 33 × 41 cm. Dazu viele Nebenkarten. Eine eingehende Beschreibung (fünfsprachig) geht vor-

aus, die über alle geographischen und statistischen Fragen die abend- wie morgenländische Kirche betreffend Aufschluß gibt. Nur durch einen Einblick in das Werk selbst und durch eingehendes Studium desselben kann man einen Begriff erhalten von dem ungeheuren Fleiß und dem außerordentlichen Geschick des Verfassers, mit dem er den gewaltigen Stoff bearbeitet, systematisch gegliedert, im einzelnen klargelegt und orientierend zusammengefaßt hat. Statistische Tafeln für jedes Land geben Aufschluß über Gründung der Diözesen, Zahl der Katholiken und Andersgläubigen, über den Welt- und Ordensklerus, kirchliche Anstalten u. dergl. Die Karten bieten durch zarten und deutlichen Farbendruck sehr gute Illustrationen des beschreibenden und statistischen Textes.

Es ist keine Uebertreibung, wenn wir sagen: Dieser Atlas gehört in die Hände jedes katholischen Priesters, dem er nicht nur Stunden wissenschaftlichen Genusses, sondern auch stärkster Anregungen gibt, im Dienste des Missions- und Bonifatius-Vereins sich zu betätigen.

Besonders zu beglückwünschen ist noch die Bonifatius-Druckerei in Paderborn, der mit Hülfe der kartographischen Anstalt Flemming in Glogau ein solches Werk technisch so vorzüglich gelungen ist.

T. **B.**

Die Kunst zu leben. Von Fr. Albert Maria Weiß O. Pr. 3,40 Mark. 3,40 Mk. Freiburg, Herder.

In bunter Abwechslung von Poesie und Prosa lehrt der Verfasser die Lebenskunst. Er betrachtet in seinem Büchlein das Leben in seinen vielgestaltigen Beziehungen: zur Natur und Uebernatur, zu seinen harten Pflichten und seinen idealen, verschönernden und erheiternden Gütern, das Leben des einzelnen auf sich gestellten Menschen wie das Leben im großen Bereiche der menschlichen Gesellschaft. Diese Allseitigkeit, mit der das Büchlein seinen Gegenstand behandelt, bietet die Gewähr dafür, daß jeder darin vieles findet, was zu seinem Nutzen und Frommen gesagt ist und ihm wertvolle Winke gibt, wie er sich den Mängeln und Schwächen des Lebens nicht minder wie seinen Gütern und Freuden gegenüber zu einer kunstvollen Lebensführung erheben kann. Für jeden Leser kann das Büchlein ein nützlicher Wegweiser sein, dessen Arme beständig aus den Niederungen den Weg zur Höhe zeigen.

Trier. **Wickert.**

Von ewiger Liebe. Novellen und Skizzen. Von Isabelle Kaiser. Geh. 3,40 Mk., gebd. 4,40 Mk. Köln, Bachem.

„Von ewiger Liebe spricht dieses Buch, — Das, meinem Leiden entsprossen, — Der Liebe Segen, der Liebe Fluch — Hält sonntäglich umschlossen." Mit diesen Worten hat die bekannte Schriftstellerin in einem poetischen Vorwort den Inhalt ihrer Novellen in zweifacher Weise angegeben. Von ewiger Liebe, die „dem Eintagsleben so bitter nottut", singt sie: bald ist es die alles versöhnende Nächstenliebe, bald die hingebendste, alles opfernde Mutterliebe (vgl. namentlich Il sole mio! und Caro mio ben), vor allem aber jene Liebe, die „das ewige Leitmotiv der Frauen, die Mißklang oder Harmonie, die ganze Bitternis oder die ganze Süße unseres Lebens bedeutet" (vgl. S. 119). — „Meinem Leiden entsprossen": Damit hat die Dichterin den Inhalt ihrer Erzählungen nach der andern Seite hin gedeutet; es hätte wahrlich nicht des Vermerks auf dem Umschlag des Buches bedurft, der ein Mittel anbietet, den „Werdegang dieser Novellen" kennen zu lernen; jeder Leser dieses Buches fühlt, hier läßt uns die Dichterin hineinschauen und hineinlauschen in die Tiefen ihrer eigenen Seele; es ist das persönlichste Buch, das wir von ihr kennen. So erklärt sich auch, daß über ihren Erzählungen meist ein Hauch wehmutsvoller Stimmung liegt; mehr als der Liebe „Süße" ist ihre „Bitternis" zum Ausdruck gebracht: die leidende, duldende und entsagende Liebe ist vornehmlich ihr Gegenstand. Gut, daß zwischendurch die eine oder andere Erzählung wieder etwas froh stimmt und freudigste Hingebung an Gottes Natur verrät; sonst wäre es ein gar zu wehmutsvolles Buch geworden. Aus dem Alltags- und höheren Gesellschafts-

leben hat die Verf. ihre Stoffe gewählt und bunt durcheinander erzählt und damit eine wirkungsvolle Mannigfaltigkeit erzielt; wo sie traurige Dinge aus dem Leben berührt, tut sie es mit Würde, Ernst und Reinheit. Hinsichtlich des künstlerischen Wertes der Novellen wird man ja unterscheiden müssen und nicht jeder den gleichen Wert zusprechen, jedenfalls offenbart sich in mancher Isabelle Kaiser als die Dichterin, wie wir sie kennen. Ihr Buch dürfte namentlich in Kreisen der gebildeten, reiferen, weiblichen Leserwelt viele Freundinnen finden.

Prinz Spiro Maria. Roman von M. Herbert. Brosch. 3,20 Mk., geb. 4 Mk. Köln, Bachem.

Der neue Roman der bekannten Schriftstellerin — den Leserin der ‚Köln. Volkszeitung' schon aus ihrem Feuilleton bekannt — kündet sich in Buchform — auf der Leibbinde — als „Entwicklungsroman eines Fürsten" an. Als Sohn einer unglücklichen Ehe hat Prinz Spiro seinen Vater kaum gekannt; seine edle, aber durch ihre Ehe verbitterte Mutter läßt ihm zwar die sorgfältigste Erziehung zuteil werden, kann sich aber für das Kind dieser Ehe nicht mütterlich erwärmen; so entbehrt der Sohn Licht und Wärme echter Mutterliebe, und da man sorgfältig um ihn Schranke um Schranke errichtet, wächst der jugendliche Prinz auch ohne Freundesliebe auf. So ist der „Einsame", der niemand hat, dem er sich anvertrauen und mitteilen kann, im gewissen Sinne seinen vier Erziehern ausgeliefert, von denen jeder sich bemüht, ihn in seine Weltanschauung und Lebensauffassung hinüberzuziehen. Nur weil er „einen an körperlichen Ekel grenzenden Widerwillen" hat und zugleich „die Erbschaft seines Blutes — von Vaters Seite her — fürchtet", hält er sich mitten in allen Gefahren und Versuchungen rein, getreu den christlichen Grundsätzen, die sein geistlicher Erzieher, Kaplan Schröder, in seine Seele gelegt hat. Auch später, als er einer unglücklichen Liebe entsagen muß und sich in einer unfruchtbaren ästhetischen Weltanschauung zu verlieren droht, ist es neben dem Einflusse seiner Mutter, deren Liebe endlich zu ihrem Kinde erwacht ist, wieder das warme und väterliche Wort seines geistlichen Erziehers, das ihn auf den Weg tatkräftiger Mitarbeit im Dienste der Menschheit weist, auf dem er endlich die langgesuchte innere Befriedigung findet. — Wenn es schon schwierig ist, den psychologischen Werdegang eines Durchschnittsmenschen zur Darstellung zu bringen, so dürfte der „Entwicklungsroman eines Fürsten", wo die Verhältnisse viel eigenartiger und komplizierter sind, ein Problem darstellen, zu dessen künstlerischer Lösung die ganze Gestaltungskraft eines Dichters vonnöten ist. Wenn man auch zugestehen muß, daß M. Herbert schon Besseres und Größeres in ihren früheren Arbeiten geleistet hat, so darf man doch sagen, daß sie sich auch dieser schwierigen Aufgabe gewachsen gezeigt hat. Freilich, an manchen Stellen erscheint der Entwicklungsgang etwas sprunghaft, z. B. wenn dem jugendlichen Prinzen nach einer kurzen Universitätszeit eine große Menschenkenntnis zugesprochen wird; auch dürften die Anschauungen, die er als blutjunger Student seiner Mutter gegenüber entwickelt, für sein Alter doch etwas zu reif sein; zudem verrät die Begründung für seine Reinerhaltung draußen in der Welt einen Widerspruch; denn „natürlicher Ekel vor dem Gemeinen" und zugleich „Furcht vor der Erbschaft seines Blutes" in ein und derselben Seele bedeuten doch Gegensätze; die Verfasserin scheint hier der Versuchung unterlegen zu sein, alles rein psychologisch begründen zu wollen; sie hätte besser getan — was sie ja auch, aber nur vorübergehend andeutet, den Nachdruck auf die Einwirkung der erzieherischen Grundsätze des Kaplans Schröder zu legen, die vor allem den „Einsamen" vor der Berührung mit dem Gemeinen schützen. Indes diese Ausstellungen hindern nicht, den Roman als einen überaus spannenden und interessanten zu empfehlen, zumal auch die übrigen Charaktere, namentlich der der edlen Fürstinmutter, vortrefflich gegeben sind. In Kreisen des reiferen, gebildeteren Lesepublikums wird er sich viele Freunde erwerben; den katholischen Bibliotheken sei die Anschaffung wärmstens empfohlen.

Trier. **Eisen.**

Florilegii Hebraici Lexicon. Edidit Dr. H. Lindemann. 1,50 Mk. Freiburg, Herder.

Das von Dr. Lindemann herausgegebene Florileg ist im allgemeinen mit Freuden begrüßt worden. Zum Teil wurden aber auch Bedenken geäußert. Einerseits wies man darauf hin, daß durch die Einführung des Buches an den Gymnasien den Schülern, die später Theologie studieren, unnötige Kosten gemacht werden, da sie für ihr Fachstudium ja doch der hebräischen Bibel bedürfen. Andererseits fürchtete man auch den Nachteil, daß die Schüler, wenn sie an der Hand des Florilegs ihre Lektüre betrieben, keinen Einblick in die Gestaltung und Einteilung des hebräischen Bibeltextes gewinnen und auch in das Verständnis der massoretischen Anmerkungen nicht genügend eingeführt werden können.

Gegenüber diesen Bedenken dürften aber die Vorteile des Florilegs bedeutend überwiegen. An denjenigen Gymnasien, wo der ganze Unterricht, also auch der hebräische, morgens erteilt wird, ist es eine unumgängliche Notwendigkeit, die schwere hebräische Bibel in die Gestalt eines Schulbuches zu bringen. Daneben ist die Auswahl der Stücke doch auch wieder so reichhaltig, daß eine Beeinträchtigung des Unterrichtes nicht zu fürchten ist. Auch bei dem größten Eifer des Lehrers und der Schüler wird es kaum möglich sein, den Inhalt des Florilegs zu bewältigen. Der Lehrer, namentlich der junge, der noch nicht lange den Unterricht erteilt, kann es nur angenehm empfinden, daß er der Mühe enthoben ist, erst selbst nach sprachlich und sachlich für die Lektüre geeigneten Stücken zu suchen, und auch für den Schüler bedeutet das Florileg, nachdem der Verfasser nun auch ein entsprechendes Lexikon dazu herausgegeben hat, eine Erleichterung. Jeder Lehrer wird oft die Beobachtung machen können, daß die Schüler mit einem größeren hebräischen Lexikon anfangs schwer zurecht kommen. Sie verlieren viel Zeit, um aus größeren Wörtergruppen das richtige Wort und die richtige Bedeutung herauszufinden, und damit verlieren sie oft auch die Lust, einen hebräischen Text vorzubereiten. Mit Lindemanns Lexikon werden sie leicht die Anfangsschwierigkeiten überwinden und sich für den späteren Gebrauch eines größeren einschulen. Wenn man bedenkt, daß der hebräische Unterricht an den Gymnasien nicht die Aufgabe hat, tiefere theologische Fachkenntnisse zu vermitteln, sondern mit der hebräischen Sprache als solcher bekannt zu machen, dann wird man Lindemanns Florileg und Lexikon als nützliche und praktische Hilfsmittel des hebräischen Unterrichtes anerkennen müssen.

Wo ist Wahrheit? Von Augustin Arndt S. J. 70 Pfg. Herder.

In dritter Auflage legt der durch seine Werke rühmlichst bekannte Verfasser das Büchlein vor, in dem er kurz den Werdegang seiner Konversion zum Katholizismus erzählt und die theologischen Gründe erörtert, die ihn dazu bestimmten. Lebensbilder von Konvertiten haben stets einen eigenen Reiz, weil sie in das innerste Denken und Fühlen einer religiös unbefriedigten Seele hineinblicken lassen und die lebensvollen Kämpfe schildern, die der Preis der religiösen Wahrheit erfordert. Das Büchlein von P. Arndt hat den besonderen Vorzug, daß es in gedrängter Kürze abgefaßt ist und in seinem zweiten Teile die fundamentalen Grundgedanken scharf hervortreten läßt, an denen Katholizismus und Protestantismus sich von einander unterscheiden und ersterer sich als im Recht erweist. Es ist demnach eine kurze Apologetik der katholischen Kirche und kann beim Konvertitenunterricht als gleichzeitige Lektüre die besten Dienste leisten.

Die Zwölf-Apostel-Kommunion. Ein Almosen für die armen Heiden. Von Fr. X. Brors S. J. 15 Pfg. Verlag der Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen, Pfaffendorf.

Die fruchtreiche Betätigung des Missionsgedankens erfordert das Almosen des Geldes, der Arbeit, aber auch — des Gebetes. Dem Zwecke, dieses letzte Almosen in einer neuen Form flüssig zu machen, ist das vorliegende Büchlein gewidmet. Es will eine Anleitung dazu bieten, monatlich eine hl. Kommunion zu Ehren eines der ersten Missionare, der zwölf Apostel, zu empfangen und sie für eine gedeihliche Wirksamkeit der Missionare in den gegenwärtigen Missions-

gebieten aufzuopfern. In den einzelnen Andachten ist in sehr ansprechender Weise eine Betrachtung über das Leben der Apostel mit den Vorbereitungsakten auf die hl. Kommunion verbunden, so daß das Büchlein gerade jetzt, wo viele häufiger als früher zum Tisch des Herrn gehen, ein willkommenes Andachtsbüchlein ist.

Die ewigen Wege. Gedanken über das zweite Hauptstück des Katechismus. Von Dr. J. Klug. 1,80 Mk. Paderborn, Schöningh.

Das Buch verdient das höchste Lob. Wohl enthält es Katechismusgedanken über die christlichen Gebote, aber sie sind in eine so schöne Form gekleidet, daß sie jedem zu Herzen reden. Möchten viele zu dem goldenen Büchlein greifen und von Zeit zu Zeit ein Kapitel daraus lesen; sie werden es nie aus der Hand legen, ohne neue kräftige Ansporne zu einem christlichen Tugendleben empfangen zu haben.

Jesus Christus. Apologie seiner Messianität und Gottheit gegenüber der neuesten und ungläubigen Jesusforschung. Von Dr. P. Hilarin Felder O. M. C. 2. Bd. 8°. 582 S. 9,50 Mk. Paderborn (Schöningh) 1914.

Der zweite Band von Felders zeitgemäßer Christusapologie stellt sich dem ersten Band an Umfang, Gediegenheit des Beweismaterials und logischem Aufbau des Ganzen würdig an die Seite. Der erste Abschnitt bringt die hoheitsvolle Person Jesu zur Darstellung und bespricht: die physische Gesundheit, die geistige Hoheit und sittliche Vollkommenheit Jesu. Der zweite Abschnitt beurteilt Jesu Werke, Wunder und Auferstehung in ihrer Beziehung zur Naturwissenschaft, Seelenkunde und der historischen Kritik. Die ethische Vollendung Jesu wird als erstes Kriterium der Messianität eingehend gewürdigt und nachgewiesen.

Ein besonderer Nachweis der Irrtumslosigkeit Jesu, besonders in der Frage des Weltendes, wäre angebracht gewesen. Den Apologeten wird die beinahe völlige Außerachtlassung der messianischen Hoffnung und Weissagung und ihrer tatsächlichen Erfüllung in Jesus befremden. Folgerichtig würden die „Beweise Jesu" die Darstellung des Christusglaubens der Apostel und der ersten Christengemeinden fordern, der bereits im ersten Band besprochen wird. Wenn der Christusglaube der apostolischen Zeit auch an erster Stelle auf Jesu Selbstzeugnis zurückzuführen ist, so kommt doch den Werken, insbesondere der Auferstehung Jesu, als Glaubensmotiven nicht bloß untergeordnete Bedeutung zu.

Die Christusapologie von heute kann den Christusglauben der ersten christlichen Gemeinden auf jüdischem wie hellenischem Boden und seine Beziehung zu heidnischer Heilandssage und Menschenvergötterung nicht umgehen. Gegenschriften, wie W. Bousset's „Kyrios Christos" (Göttingen 1913), erhöhen die Notwendigkeit einer beherzten Stellungnahme zum Christusproblem des apostolischen Zeitalters des Urchristentums. Eine Neuauflage wird gewiß dieser, wenn auch recht dornigen Aufgabe der neuzeitlichen Christusapologie mehr Rechnung tragen.

Möge Felders wertvolle und arbeitsreiche, für private Belehrung wie für apologetische Vorträge auf gleiche Weise geeignete Apologie bei vielen Tausenden den alten und immer neuen heilbringenden Christusglauben festigen und fruchtbringend gestalten.

Fulda. **K. Romeis,** O. F. M.

Die kirchlichen Leidensoffizien der Fastenzeit. Fastenpredigten von Dr. theol. et oec. publ. Franz Xaver Eberle, Kgl. Hochschulprofessor in Passau, Canonicus ad honores an der St. Cajetans-Hofkirche zu München. Gr.-8°. IV u. 65 S. Brosch. 1 Mk., gebd. 1,60 Mk. Regensburg (Manz) 1914.

Der bekannte bayrische Prediger hat für die Fastenpredigten ein recht naheliegendes, aber kaum bearbeitetes Thema gewählt. Vor allem ist die rhetorische Fassung der Gedanken hervorzuheben. Jene sprachlichen Mittel, welche die rednerische Darstellung von der darlegenden wesentlich unterscheiden, meistert er vortrefflich. Durch geschickte Verwendung der Wiederholung, einer bilderreichen Sprache, der Darstellung des Leblosen als lebendig, des Abwesenden

als gegenwärtig, erhält die Rede etwas Mächtiges und wirkt mit großer Eindringlichkeit: alles große Vorzüge der Eberleschen Redeform.

Schwerlich kann der Zuhörer einem Vortrage mit Aufmerksamkeit und hingebendem Interesse lauschen, wenn der Redner seinen Gegenstand die ganze Zeit mit Emphase vorlegt. Bei Eberle fehlt das Didaktische, jenes, worauf die klassische Rhetorik vor allem sah: Grundlegende Beweisführung, worauf sich dann die Amplifikation aufbaute. Eberle arbeitet zu wenig für den Verstand, zu viel für die Phantasie, und damit wird der bei Zuhörern gewonnene Eindruck schnell verwischt werden.

Predigten über die Nächstenliebe. Von P. Wenzel Lerch S. J. Gr.-8°. 273 S. K. 2,80. Warnsdorf (Ambr. Opitz) 1914.

Sechsunddreißig Themen enthält diese Schrift über jene Tugend, die unser Herr immer wieder seinen Jüngern eingeschärft hat. Aehnlich den anderen Bändchen, die der Verfasser schon herausgegeben hat, sind die Predigten — worunter auch einige Konferenzen sind — nicht ausgearbeitet, sondern nur skizzenhaft wiedergegeben. Den großen Vorteil haben die Predigten des bekannten böhmischen Volksmissionärs, daß sie unmittelbar aus dem lebendigen Gebrauch herausgewachsen sind und das Schulmäßige abgestreift haben.

Das Wort des Lebens. Predigten und Konferenzen von P. Timotheus Kranich O. S. B., Konventual der Erzabtei Beuron. 8°. 282 S. 3,20 Mk. Rottenburg a. N. (Wilh. Bader) 1913.

Das Werk umfaßt folgende Teile: I. Das Glück (Männerkonferenzen) — 5, II. Sünde und Sühne (Fastenpredigten) — 6, III. Bußbilder (nebst zwei Standespredigten) — 6, IV. Des Menschen Ziel und Ende (Fastenvorträge) — 6, V. Gelegenheitsreden.

Die Vorzüge dieser Predigten und Konferenzen sind: klarer Aufbau, eine ruhige, anschauliche Sprache, wie sie die deutsche Predigt liebt und inhaltlich erheben sie sich über das Mittelmaß.

Das heilige Herz Jesu. Sieben Fastenpredigten von Dr. Franz Lorinser, † Domkapitular in Breslau. Neu herausgegeben von G. Silvanus. 8°. VI u. 106 S. 1,20 Mk., geb. 1,80 Mk. Breslau, G. P. Aderholz.

Diese Fastenpredigten bezwecken, in dem Zuhörer Liebe und Anhänglichkeit zum göttlichen Lehrmeister zu wecken. Von dem Herausgeber sind die Predigten Lorinsers teilweise gekürzt worden. Trotz dieser Beschneidung werden sie manchem, der sie zu verwenden wünscht, zu lang dünken. Eine vorteilhafte Eigenschaft besitzt Lorinser. Ueber Kleinigkeiten versteht er sich leicht zu verbreiten, ohne dabei in eine leere Wiederholung der Worte zu verfallen.

Hangelar (Siegkreis). **H. Stolte,** S. V. D.

Die Gottesmutter. Theologie und Aszese der Marienverehrung. Erklärt von Justinus Albrecht O. S. B. 155 S. 1,80 Mk. Herdersche Verlagshandlung.

Bei vielen Gelegenheiten sieht sich der Priester veranlaßt, von Maria zu sprechen, aber selten wird er ganz befriedigt sein über die Art und Weise, wie er diesen ebenso zarten wie erhabenen Gegenstand behandelt. Es ist darum ein dankenswertes Unternehmen, das sich der Verfasser stellt, „einem möglichst weiten Leserkreise, Priestern und Laien, in knapper Form die gesamte Glaubenslehre über die allerseligste Jungfrau mit den wichtigsten Anwendungen für das christliche Leben vor Augen zu führen". Hierbei will er nichts sagen, „was sich theologisch nicht begründen läßt", auch kein „Leben Mariä" schreiben, wohl aber die Lehre der Kirche und der hl. Schrift gründlich und praktisch darlegen.

Die Darstellung zeichnet sich durch Einfachheit und Klarheit aus, die Anwendungen sind zutreffend. Um auch der Praxis möglichst zu dienen, sind die Kapitel so abgeteilt, daß sich im ganzen 31 Abschnitte ergeben, also so viele als sich für Maiandachten oder Oktoberbetrachtungen benötigen. Eine Unkorrektheit oder Ueberschwenglichkeit ist uns nirgends aufgefallen. Polemik ist vermieden, ebenso alles Beiwerk, das den Schein von bloßer Gelehrsamkeit er-

wecken könnte. Dagegen sind Schrift und Väter fleißig verwertet, zuweilen ist auch von modernen Auktoren eine besonders schöne Stelle mitgeteilt. Hie und da schien uns eine selbständigere Verwendung und Erweiterung des Gebotenen möglich und auch angezeigt. So werden Seite 78, wo von der Gnadenfülle Mariä die Rede ist, ihre Tugenden wohl erwähnt, aber nicht ausgeführt. Auch in dem besonderen Kapitel 15: Maria als Vorbild des christlichen Lebens, geschieht dies nur unvollständig. Die Gerechtigkeit und überhaupt die Kardinaltugenden sind nicht gebührend hervorgehoben. Die Ausführungen von P. Weiß im letzten Bande seiner Apologetik könnten hier als Vorbild dienen. Wir empfehlen dieses zur Berücksichtigung bei späteren Neuauflagen, welche die schöne Schrift ohne Zweifel verdient und hoffentlich auch recht zahlreich erfährt. Sie sei allen, zumal frommen Laien, die nähere zuverlässige Belehrung über die Gottesmutter suchen, angelegentlich empfohlen.

M. Protonotar Cauly. Christliche Apologetik, nach der 8. Auflage aus dem Französischen übersetzt 3,60 Mk. 342 S. Hamm i. W., Breer & Thiemann (Verlagsbuchhandlung).

Diese kurz gefaßte Apologetik ist in Rom approbiert und vom französischen Publikum, wie die vielen Auflagen beweisen, beifällig aufgenommen. Eine besondere Empfehlung erübrigt sich darum. Sie enthält in der Tat alles, was zur Orientierung über die gewöhnlichen Tagesfragen und zur Widerlegung der landläufigen Einwände nötig sein kann und weiß dabei über die wichtigsten Geheimnisse des Glaubens, z. B. die hhl. Dreifaltigkeit, positiv zu belehren. Der stilistisch sehr gewandte Verfasser zeigt sich sowohl in der Theologie wie in den Naturwissenschaften und der Geschichte — in diese drei Abschnitte zerlegt er den weit verzweigten Stoff — überall beschlagen, und beherrscht die schwierigsten Fragen mit spielender Leichtigkeit. Es ist klar, daß ein tieferes Eindringen, ein Zurückgehen auf die Prinzipien hierbei nicht möglich ist. Das verbietet schon der mäßige Umfang der einzelnen Abschnitte. Mit den gründlichen erschöpfenden Arbeiten unserer deutschen Apologeten, eines Professors Hettinger oder P. Weiß, läßt sich die Arbeit Cauly's nicht vergleichen. Aber sie genügt den Tagesbedürfnissen der Journalisten, Gebildeten aller Stände, Kaufleute, Theaterbesucher ꝛc., für die sie geschrieben zu sein scheint. Der Verfasser sucht den Glauben allen leicht zu machen, die Schwierigkeiten möglichst zu verringern, ohne dem Dogma zu nahe zu treten. So gibt er beispielsweise die Möglichkeit einer leiblichen Abstammung des Menschen vom Affen zu, was vom philosophischen Standpunkte aus meistens zurückgewiesen wird. Für den Geist verlangt er dabei einen neuen Schöpfungsakt. Die Abhandlungen über „schlechte Päpste" oder die „Bartholomäusnacht" zeugen von viel Geschick, die leidenschaftlichen Anklagen der Gegner als gegenstandslos zurückzuweisen. Es erscheint somit als ein glücklicher Griff der strebsamen Verlagshandlung dem deutschen Leser die Darlegungen des gewandten Franzosen in handlicher Form und billigem Preis zugänglich zu machen. Leider läßt der Druck manches zu wünschen; die Korrektur müßte viel genauer sein, störende Fehler, Anakoluthen, die wohl auch der Uebersetzerin zur Last fallen, müßten vermieden werden. Auch das Papier dürfte stärker, die Ausstattung besser sein.

Maria-Laach. P. **Raphael Weppelmann**, O. S. B.

Studien zur Staatsanschauung Calvins, mit besonderer Berücksichtigung seines Souveränitätsbegriffes. Von Gisbert Beyerhaus. (Siebentes Stück der neuen Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche, herausgegeben von N. Bouwetsch & R. Seeberg.) XVI u. 162 S. Berlin (Trowitzsch & Sohn) 1910.

Der Verfasser dieser aus gründlicher Quellenforschung hervorgegangener Studien hat den aufrichtigen Dank aller verdient, die sich mit den Fragen der modernen Rechts- und Staatsphilosophie beschäftigen. B.s Arbeit gliedert sich in 4 Kapitel: I. Calvins Staatsanschauung im Senecakommentar von 1532; II. Probleme der juristischen Bildungsgeschichte Calvins; III. Calvins Souveränitätslehre; IV. Der israelitische Staat bei Calvin.

Der erste Teil des zweiten Kapitels: „Die Souveränitätslehre in der Theologie" hat das besondere Interesse des Rezensenten erweckt. Darum sei ihm gestattet, dazu folgendes kurz zu bemerken.

Es war allgemeine Lehre der Scholastiker, daß es ein zwiefaches ius divinum gebe: naturale et positivum (vgl. z. B. Thomas S. Th. II-II q. 57 a. 2 ad 3). Beverhaus scheint diese Distinktion übersehen zu haben, sonst hätte er sich wohl die Frage gestellt, ob sie bei Calvin irgendwie zur Geltung komme. Vielleicht würde die Antwort etwas Licht auf die schwierigen Probleme geworfen haben, die S. 70 ff. zur Sprache kommen. Die kluge Zurückhaltung, die der Verfasser in Bezug auf die Feststellung von Spuren scholastischen Einflusses bei Calvin beobachtet, verdient alle Anerkennung. Dadurch ist er einer Gefahr aus dem Wege gegangen, der viele seiner Glaubensgenossen bei Untersuchungen über die Entstehungsgeschichte der Väter des Protestantismus erlegen sind.

B.s tüchtige Arbeit berechtigt zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

Rubrizistik oder Ritus des katholischen Gottesdienstes nach den Regeln der hl. römischen Kirche. Von Dr. G. Kieffer. 2. Aufl. (Wissenschaftliche Handbibliothek. Erste Reihe: Theologische Lehrbücher, XXXIII.) 5 Mk. XIV u. 355 S. Paderborn (F. Schöningh) 1913.

Das vorliegende Werk zeichnet sich durch Kürze, Klarheit und Genauigkeit aus. Dem Seelsorger wird es sehr gute Dienste leisten können. Durch das Dekret der hl. Ritenkongregation vom 28. Oktober 1913 und die neueste Umarbeitung der Rubriken zur Bulle „Divino Afflatu" sind einige Nachträge notwendig geworden, die der Verfasser uns hoffentlich bei Gelegenheit bieten wird.

Repertorium Rituum. Uebersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Ritualvorschriften für die priesterlichen Funktionen. Von Ph. Hartmann, Stadtdechant in Worbis. Zwölfte, verbesserte Auflage. XVI u. 884 S. 12 Mk. Paderborn (Schöningh) 1913.

Den besten Beweis für den hohen praktischen Wert dieses Buches bildet die Tatsache, daß es dem Verfasser vergönnt gewesen ist, zwölf Auflagen desselben besorgen zu können. In dankenswerter Weise hat H. das zweite Hauptstück, das vom Officium Divinum handelt, der neuen Brevierreform entsp echend umgearbeitet. Wäre die Veröffentlichung dieser 12. Auflage noch etwas hinausgeschoben worden, so hätte das Dekret der hl. Ritenkongregation vom 28. Okt. 1913 noch Berücksichtigung finden können, was zu wünschen gewesen wäre.

Johannes Scheffler (Angelus Silesius) als katholischer Apologet und Polemiker. Von Richard von Kralik. 83 S. Trier (Petrus-Verlag) 1913.

Angelus Silesius ist als Dichter allüberall bekannt und geschätzt. Er war aber zugleich Apologet und Polemiker. Nur wenige kennen diese nicht unbedeutsame Seite seines Schaffens. Darum ist die vorliegende kleine Schrift Kraliks, die wesentlich aus einer Inhaltsangabe der 39 Traktätlein der Ecclesiologia Schefflers besteht, sehr zu begrüßen. Möge das Büchlein viele Leser finden und des Verfassers Hoffnung in Erfüllung gehen, daß sein Versuch „einen Verlag und einen Gelehrten zu einer Gesamtausgabe der Scheffler'schen Werke" anrege!

Tractatus de Indulgentiis lucrandis. Auctore Dr. Paulo Stein O. F. M. Iur. Can. Lect. Gen. Editio altera recognita et novissimis decretis accommodata. 73 p. 1,25 Fr. Woerden, Hollandiae (Administratio „S. Franciscus") 1913.

Der Verfasser bietet im ersten Teil seines Büchleins eine recht nützliche und empfehlenswerte Abhandlung über die Ablässe im allgemeinen und die zur Gewinnung derselben geforderten Bedingungen. Im zweiten Teil folgen sorgfältige Ausführungen de quibusdam indulgentiis in specie. Zu Nr 9 auf S. 13 wäre doch das Dekret des hl. Offiziums vom 26. Jan. 1911 (Act. Ap. Sedis 3, 64) heranzuziehen und die entsprechenden Aenderungen im Text zu machen.

Predigten und Ansprachen von P. Odilo Rottmanner O. S. B., Dr theol. Erster Band. Dritte vermehrte Auflage. Herausgegeben von P. Rupert Jud O. S. B. Mit einer Lebensskizze von Hofprediger Georg Stisberger. XVI u. 363 S. 4,80 Mk. München (Leutner) 1913.

Es ist erfreulich, daß die eigenartigen Kanzelvorträge des geistvollen Pfarrpredigers von St. Bonifaz in München und gelehrteiten Augustinusforschers unserer Tage eine dritte Auflage erlebt haben. Der Stoff ist jetzt um zwei feinsinnige Trauungsansprachen vermehrt. Den Freunden des heimgegangenen Benediktiners wird die beigegebene Lebensskizze willkommen sein.

Maria-Laach. P. **Augustinus Daniels**, O. S. B.

Im Zauber des Hochgebirges. Alpine Stimmungsbilder. Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). Gr.-Lex.-8°. VIII u. 436 S. Mit 327 Abbild. und Kunstbeilagen. 8 Mk., in Ganzleinbd. 10 Mk. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Hartmann hat sich mit diesem Buche etwas vom Herzen geschrieben. Die Berge ließen ihn, den Sohn der Berge, nimmer los, in seinen vielen Fahrten erschlossen sie sich ihm und zeigten ihm ihre Wunder wie ihre Geheimnisse, und all die Begeisterung, die er auf frohen Wanderungen durch die Bergwelt mit ihren Tälern, Bächen, Seen, Gipfeln, Schlünden, Gletschern, Dörfern und Städten sammelte, läßt er in seine Worte hineinfließen. Behandelt werden Osttirol, das Salzburger Land, das Schweizerland, Südtirol, die Dolomiten, das Oetztal und das bayrische Hochland, sowie die Knotenpunkte Salzburg, Kufstein, Innsbruck und Bozen. Der Verfasser versteht es, die Leser und geistig Mitwandernden die unerschöpflichen Schönheiten in einer angenehmen, unaufdringlichen Art mitgenießen zu lassen und echte Hochlandstimmung mitzuteilen. Es ist in dem Buch nichts von jenem Ferentum, das uns so oft unangenehm in Wort und Schrift entgegentritt und den sinnigen Menschen von den Bergen eher fernhält als heranlockt. Mit dem Ausdruck „Stimmungsbilder" hat der Verfasser seine mit Lust gesammelten und mit Liebe gegebenen Skizzen am besten gekennzeichnet. Es ist Selbsterlebtes, Selbstempfundenes. Dazu kommt eine Sprache, die mit ihrem dichterischen Schwung wie ihrer Wucht der Größe des Geschauten und Erlebten sich anzupassen weiß. Die Schilderung der Natur bildet nicht den einzigen Inhalt. Wie es der verständige Wanderer tun muß, so hat er den Bewohnern ins Herz geschaut und ihr Wesen zu erfassen gesucht, ihre alten Gebräuche und Sitten kennen gelernt: ich weise besonders auf das schöne Kapitel über die sanges- und tanzlustigen Zillertaler hin. Das reich ausgestattete Prachtwerk besitzt aber — auch dies verdient, betont zu werden — noch einen großen apologetischen Wert. Kaum etwas in der Natur ist so geeignet, den Beschauer auf den Schöpfer, auf seine Allmacht und Güte hinzuweisen, wie das Meer und das Hochgebirge. Und dieser Punkt tritt in der Darstellung an nicht wenigen Stellen hervor. Es ist ein Werk, das schon durch sein schmuckes Aeußere und die vielen Abbildungen gefangen nimmt und in dem man gerne liest, um sich zu erfreuen und belehren oder selbstgeschaute Bilder wieder aufleben zu lassen.

Andernach. **A. Wolf.**

Der soziale Katholizismus in England. Von Dr. Karl Waninger. (Apologetische Tagesfragen. Heft 14.) Gr.-8°. 139 S. 1,85 Mk. M.-Gladbach (Volksverein) 1914.

Der englische soziale Katholizismus, das katholische Fühlen und Leben auf sozialem Gebiete, wie es in England seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich entwickelte, ist bis jetzt in Deutschland ziemlich unbekannt und auch unbeachtet geblieben. Die Studie von Dr. Waninger ist darum warm zu begrüßen, da sie eine wirkliche Lücke ausfüllt. Nach dem einleitenden Abschnitt über die Lage der Katholiken und die allgemeinen sozialen Verhältnisse in England vor der Zeit der Emanzipation schildert der Verfasser die Oxfordbewegung und ihren Einfluß auf die Verbreitung der katholischen Moralgrundsätze (S. 25 bis 49). Vor allem ist es Kardinal Manning, der theoretisch und praktisch tief

in die sozialen Fragen seiner Zeit eingreift. „Es entsteht eine förmliche katholische Schule, welche die Berücksichtigung ethischer und moralischer Momente im wirtschaftlichen und öffentlichen Leben verlangt und das Programm Mannings prinzipiell weiterführt, so wirkt insbesondere Ed. G. Bagshawe (S. 50–90). In dem letzten Abschnitt (S. 91—135) bespricht Dr. Waninger das Programm und die Organisation des sozialen Katholizismus im heutigen England (die katholischen Vereine und Vereinigungen für Jugendfürsorge, Frauenvereine, Templerenzvereine, Gilden usw.), die Stellung der englischen Katholiken zum Versicherungsgesetz und zu den Gewerkvereinen, den Trade Unions. Seit 1909 haben die Katholiken eigene Abteilungen gebildet, die sich den bestehenden Gewerkvereinen anschließen, sie völlig anerkennen und unterstützen. Die wirtschaftlichen Interessen der katholischen Arbeiter sind nach Th. F. Burns (Sekretär der katholischen Trade-Unionisten) identisch mit den wirtschaftlichen Interessen der Arbeiter jedes Glaubens. Auch mit der jüngsten Entwicklung sind die katholischen Arbeiter einverstanden, die dahin geht, den Lebensstandard unter den Arbeitern durch gesetzgeberisches Handeln zu erhöhen, entweder durch das Mittel des Gewerkschaftsapparats oder durch die endgültige Bildung einer Arbeiterpartei. In all diesen Dingen steht der katholische Arbeiter — auf alle Fälle unter den bestehenden Bedingungen — Seite an Seite mit den Männern seiner eigenen Klasse ohne Rücksicht auf ihren Glauben. Das eine, was die Konferenzmitglieder nach Burns von den übrigen Arbeitern unterscheiden soll, ist die genaue Kenntnis der katholischen Lehre und die Ueberzeugung, daß ihre Befolgung soziale Wohlfahrt bedeutet" (S. 135). — Das lehrreiche Buch Waningers ist eingehendem Studium zu empfehlen; es bildet eine wertvolle Bereicherung der „apologetischen Tagesfragen".

Neu eingegangene Bücher

Von Verlag Kirchheim, Mainz:

Der katholische Küster. Unterrichts-, Ritual- und Gebetbuch für den katholischen Küster. Von Leopold M. E. Stoff, Domkapitular zu Fulda. Mit kirchlicher Approbation. Vierte durchgesehene Auflage. 1914. XV u. 344 S. Preis geh. 2 Mk., in Kalikoband mit Rotschnitt 3 Mk.

Einhundertvierzig ausgewählte Beispiele zum ersten und zweiten Gebot der Kirche. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Joseph Anton Keller, Pfarrer und Definitor in Gottenheim bei Freiburg i. Br., Erzbischöfl. Schulinspektor. (Exempelbücher XXXIV.) 1914. Mit kirchlicher Approbation. 12°. XXVIII u. 198 S. Preis geh 1,80 Mk., gebd. in Kaliko 2,50 Mk.

Predigten für die Sonntage des Kirchenjahres. (Dritter Jahrgang.) Von C. Forschner, Päpstlicher Hauspralat, Dekan und Pfarrer zu St. Quintin in Mainz. Mit kirchlicher Approbation. 1914. 8°. X u. 602 S. Preis geh. 4,20 Mk., in Leinwandband 5 Mk.

Die Myrrhenbräute des Herzens Jesu. Von P. Tezelin Halusa O. Cist. 115 S. 85 Pfg. Innsbruck (Rauch) 1914.

P. F. X. Brors S. J., Liebe, oder die einzige Quelle ewigen Glückes. 160 S. Gr.-8°. Mit 14 ganzseitigen Bildern. Preis in Kartonumschlag 1 Mk. Verlag der Germania, Akt.-Ges. für Verlag und Druckerei, Berlin.

Vom Verlag Herder, Freiburg i. Br.:

Die Kreuzesfahne im Völkerkrieg. Erwägungen, Ansprachen und Predigten, gesammelt und herausgegeben von Dr. Josef Schofer, Diözesanpräses. 8°. IV u. 54 S. Kartoniert 70 Pfg. Freiburg und Wien I. 1914.

Apologie des Christentums. Von Dr. Fr. Hettinger. 1. Band. Der Beweis des Christentums. Erste Abteilung. Zehnte verbesserte Auflage, herausgegeben von Dr. Eugen Müller. XLVI u 485 S. 5 Mk. 1914.

Feldbriefe. Von Heinrich Mohr. Erster Brief: An die Frau des Kriegers. 16 S. 15 Pfg. Zweiter Brief: An die Mutter des Kriegers. 16 S. 15 Pfg. 1914.

Vom Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn:

Rists Predigtkollektion. Armseelenpredigten. Herausgegeben von Pfarrer Ludwig Nagel u. Jakob Rist. VI u. 342 S. 2.50 Mk. 1914.

Liturgische und Gelegenheitspredigten. Herausgegeben von Pfr. Ludwig Nagel u. Jakob Rist. 318 S. 2,50 Mk. 1914.

Die Kirche in der modernen Welt. Vorträge für Gebildete. Von P. Sigismund Brettle. XV u. 222 S. 2 Mk. 1914.

Der alte Gottesbeweis und das moderne Denken. Von Dompfarrer Dr. G. Pletschette. 251 S. 1914.

Die römische Rota nach geltendem Recht auf geschichtlicher Grundlage dargestellt von Privatdozent Dr. Egon Schneider. 1. Band: Die Verfassung der Rota. VIII u. 215 S. 7 Mk. 1914.

Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg:

Rheinthaler, Stephan, Das hl. Meßopfer, die unerschöpfliche Segensquelle! Eine Beigabe zu jedem Meßbuch für jung und alt. 32°. 28 S. In Umschlag geheftet 15 Pfg.; 50 St. 6 Mk. 1914.

Regensburger Marienkalender für das Jahr 1915. 50. Jahrg., reich illustriert. 50 Pfg.

Vom Verlag Benziger, Einsiedeln, Waldshut, Köln, Straßburg:

Einsiedler-Kalender für das Jahr 1915. 75. Jahrg. In zweifarbigem Umschlag, mit Farbendruck-Titelbild, zirka 8 Illustrationen, worunter 9 Vollbilder, zweifarbigem Kalendarium, Wandkalender, Märkteverzeichnis, Preisrebus. 130 Seiten. 8°. Preis pro Exemplar mit Chromobild 40 Pfg. = 50 Heller = 50 Cts. Ohne Chromobild 30 Pfg = 40 Heller = 40 Cts.

Benzigers Marienkalender für das Jahr 1915. 33. Jahrgang. In mehrfarbigem Umschlag, mit Farbendruck-Titelbild, zirka 100 Illustrationen, worunter 7 Vollbilder, zweifarbigem Kalendarium, Wandkalender, Märkteverzeichnis, Preisrebus. 138 Seiten. 4°. Preis pro Exemplar 50 Pfg. = 60 Heller = 60 Cts.

Fünf Liebfrauen-Predigten aufs Skapulierfest. Von Pfarrer Alois Katheininger. 43 S. 70 Pfg. Graz („Styria") 1914.

Eingesandte Zeitschriften

The Ecclesiastical Review. Philadelphia; 51. vol. N. 2: Servia and the holy see (Donnelly) — Some recent lives of the Popes Gregory VII to Leo X (Woods) — Eugenics and mental diseases (Flick) — The religious element in the labor problem in medieval times (O'Grady) — The Sunday collects (Reilly) — Socialism or faith (Maher) — The confession of doubtful mortal sins (Lehmkuhl) — Advertising the time of Sunday Masses — The alumnate of catholic institutions of higher education — Baptism of children of schismatic parents (Stanislaus) — St. Paul and the parousia (Lattey and Drum) — Delegation in matrimonial cases — Works in English on the Index — The handling of sacred vessels by sacristans (Principe) — Canon Shechan memorial fund — Analecta — Studies and conferences — Criticisms and notes — Literary chat.

Köln. Pastoralblatt. 48. Jahrg. Nr. 9: Krieg! — Die Apostelgeschichte und die Pastoralbriefe in der Beleuchtung der Bibelkommission. — Mehr biblische Predigten! — Skapuliermedaillen für unsere Soldaten — Bücher — Zeitschriften.

Schlesisches Pastoralblatt. Breslau, 35. Jahrg. Nr. 8: Wie soll besonders der Seelsorgeklerus am Kampf gegen den Alkohol sich intensiv beteiligen? (Strehler) — Fürstbischof Dr. Bertram über die Abstinenz — Aktenmäßige Beiträge zur Geschichte der Bußdisziplin in Breslau während des Mittelalters (Schulte) — Befugnisse der Geistlichen auf Grund des Schulunterhaltungsgesetzes vom 28. Juli 1906 (Waloschek) — Die Kniebeugung vor dem Allerheiligsten — Literarisches.

Theol.-praktische Monatsschrift. Passau, 24. Jahrg. Nr. 11: Enthalten die Worte (Matth. 24, 29): Alsbald nach der Trübsal jener Tage usw. einen Irrtum Christi? (Weiß) — Die bibl. Abraham-Erzählungen und die orientalische Geschichts- und Religionsforschung (Lippl) — Das Interesse des Staates an der Konfessionsschule (Ritzer) — Die zeitgemäße Predigt (Weckmann) — Die päpstlichen Konsistorien Ende Mai 1914 (Dall' Anima) — Chiningenuß und Moral (Lipp) — Erlasse des Apost. Stuhles — Literarisches.

Oberrh. Pastoralblatt. Freiburg, 16. Jahrg. Nr. 9: Gedanken aus Augustins Eschatologie über Auferstehung und ewiges Leben — Die Hysterie und ihre Behandlung durch den Seelsorger (Keim) — Die organisierte weibliche Jugendpflege in der Erzdiözese Freiburg (Otto) — Erlasse und Entscheidungen — Zeitenschau — Mitteilungen — Bücherschau.

Pastoral-Blatt. St. Louis, 48. Jahrg. Nr 8: Integraler Katholizismus (Hackner) — Convent Schools — Das neue Brevier — Neue Meßformularien de Communi — Die neue Vatikanische Brevierausgabe — De interpretatione adverbii „Crebro" (im päpstl. Kommunionedekret) — Die deutsche Sprache in den deutschen Gemeinden — Euthanasie — Das große Weltärgernis (ewige Strafe) — Analecta Romana — Bücher.

Resena Ecclesiástica. Barcelona, anno VI, Agosto y Septiembre 1914: Pio X (Deniel) — El Congrés liturgic de Montserrat (Carreras) — Doctrinas económicas de algunos ecclesiasticos espanoles de los siglos XVI—XVIII (Cararach) — La universalidad del diluvio (Bover) — Una visita a Solesmes — Glorias Mercedarias (Pujol) — Documentos Pontificios y Pastorales — Legilacion Civil — Examen de libros — Revista de revistas.

Die christliche Schule. Eichstätt, 5. Jahrg. Nr. 8: Unser volksschulpädagogischer Kurs in Augsburg vom 13.—17. Juli 1914 (Ehrenfried) — Aus der Geschichte des bayrischen Volksschulwesens (Götz) — Neuere Bilderbücher (Rogg) — Zeitschriftenschau.

Pharus. Donauwörth, 5. Jahrg. Nr. 8: Natur und Uebernatur in der christlichen Erziehungswissenschaft nach modernen Forderungen (Gotthardt) — Zur Geschichte des katholischen Religionsunterrichtes in der Aufklärungszeit (Rösch) — Ein wichtiger Kongreß in Philadelphia (Sittart) — Erziehung zur Opfergesinnung (Fleischmann) — Gedanken über den elementaren Rechenunterricht (Lang) — Pädagog. Belletristik — Rundschau.

Chrysologus. Paderborn, 54. Jahrg. Nr. 11: 1. Sonntagspredigten: Ueber die Sonntagsepistel Maria, eure Mutter — Die Heilung des Sohnes, des Königlichen — Man soll die Kranken zeitig versehen lassen — Das besondere Gericht. — 2. Festtagspredigten: Die Schule des hl. Rosenkranzes. — 3. Gelegenheitspredigten: Vom Männer-Apostolat — Für den Mütterverein — Für den Jünglingsverein — Erntedankfest — Von der Trunksucht — Die Rechtfertigung. — 4. Materialien zu Vorträgen: Der Katholik und die Presse. — 5. Homiletische Anregungen: Die Kinderpredigt — Bücherbesprechungen.

Katech. Monatsschrift. Münster, 26. Jahrgang Nr. 8: Erklärung des Mariä-Himmelfahrts-Liedes: Maria, Mutter Jesu — Zum Fest des hl. Augustinus — Katechese über die hl. Sakramente — Zur Katechese über die Schöpfung des ersten Menschen für die drei ersten Schulstufen — Kirchengeschichtliche Zeit- und Charakterbilder — Verschiedenes.

Monatsblätter für den katholischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten. Köln, 15. Jahrg. Nr. 8/9: Zur Methodik des missionskundlichen Unterrichtes an den höheren Lehranstalten — Geschriebene Schülerfragen — Zum Kampf um den sonntäglichen Schulgottesdienst — Die Studentenfrage an den bayerischen Mittelschulen — Rechtsgrundsätze — Bücher.

Stern der Jugend. Donauwörth, 21. Jahrg. Nr. 16: Weniger wäre mehr gewesen — Grundrichtungen der philos. Systeme — Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand † — Aus den byzantinischen Jahrbüchern des Niketas Choniates — Christoph Willibald Ritter von Gluck — Feldkreuzpoesie — Von Metz über Sedan nach Paris — Studentenleben in der 1. Hälfte des 19. Jahrh. — Homer als Volkserzieher — Lesefrüchte 2c.

Heliand. Breslau, 5. Jahrg. Nr. 11: Gebet — Krieg (Hoffmann) — Sonntagspsalm-Gedanken — Der Erlöser — Innerlichkeit und Nächstenliebe (Krebs) — Ein entlarvter Leben-Jesu-Schwindel — Außerhalb der Kirche kein Heil — Alkohol, Kultur und Sittlichkeit — Unkenntnis der Geschichte und Duellunfug — Die Bugra (Rothe) — Die Elberfelder Rechenpferde — Unsere studierende Jugend — Literarisches.

Das heilige Feuer. Warendorf, 1. Jahrg. Nr. 11: Aufgeschlossenes Schriftwort (Keller) — Gebildetenseelsorge — Der Kampf um eine neue Presse (Eberle) — Von Rechten und Pflichten der Presse (Cardauns) — Der Katholik und seine Presse (Herz) — Der „Tag" ein Typ (Threfolt) — Vom Journalismus und Intellektualismus (Pudor) — Familienzeitschriften (Wiesebach) — Liter. Vergiftungen — Christliche Schriftsteller und Judenpresse (Christel) — Das „synthetische Zeitalter" im deutschen Buchdruckgewerbe (Rosenberg) — Die Gitarre (Knies) — Erwägungen und Anregungen.

Jugendpflege. München, 1 Jahrg. Nr. 12: Humanitäre Jugendpflege (Saedler) — Kriegsbetrieb in unseren Vereinen (Habersbrunner) — Der Krieg und die weiblichen Jugendvereine (Lichtmair) — Ein Ausflug im Dienste der Jugend- und Heimatpflege (Walter) — Der neue Lichtspielgesetzentwurf (Hartmann) — Alkoholfrage und Jugendverein (Meyger) — Aus der Bewegung.

Die Bücherwelt. Bonn, 11. Jahrg. Nr. 12: Aufruf! — Die Gesamtausgabe der Werke Klemens Brentanos — Josef von Lauff — John Brinkman-Bücher — Hesses Roman „Roßhalde" ein Typus — Rezensionen — Biographisches.

Allgem. Literaturblatt. Wien, 23. Jahrg. Nr. 15/16 enthält Besprechungen von 62 Werken aus allen Wissensgebieten.

Soziale Kultur. M.-Gladbach, 34. Jahrg. H. 8/9: Die Typhusbekämpfung im Südwesten des Reiches (Weigl) — Die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Zünfte im Mittelalter (Hogen) — Die neuen Strömungen in der gebildeten Jugend Frankreichs (Thone) — Die neueste Entwicklung des Finanzwesens und der Steuerlast in Deutschland, England und Frankreich (Beusch) — Armenpflege — „Kolonieburnmler" (Nicking) — Gartenland als Armenunterstützung — Literatur.

Caritas. Freiburg, 19. Jahrg. Nr. 10/11: Das Pfarrblatt (Strauß) — Zur Steuerpflicht der Wohltätigkeitsanstalten (Görres) — Der erste Freiburger Caritaspilgerzug nach Lourdes (Haller) — Neueres zur Taubstummenfürsorge — Zur Saisonarbeiterfrage (Buchholz) — Zur Eingliederung des Laienapostolates in den kirchlichen Organismus (Ehl) — Zur 3. Jahrhundertfeier des Todes des heiligen Kamillus von Lellis — Die Wanderausstellung: Die Caritashilfe in der Seelsorge (Gerst) — Aus dem katholischen Deutschtum des Auslandes — Das Handbuch der Wohlfahrtspflege und Caritas von Dr. Liese (Roppel) — Caritasprofessuren an den theol. Fakultäten (Liese) — Mitteilungen — Kathol. Mädchenschutz — Literarisches.

Trier. Chronik. Trier, 10. Jahrg. Nr. 11/12: Die letzten Tage der Franzosenzeit in Coblenz (Michel) Mitteilungen aus einem trier. Tagebuch aus der Zeit der französischen Revolution (Lager) — Das alte kurtrierische Amt Wittlich (Kentenich) — Ein Eifler Hexenprozeß 1614 (Schüller) — Zur Geschichte von Weinbau und Weinhandel an der Mosel (Haubrich) — Das Selheimepitaph in der St. Gangolfskirche zu Trier (Strasser) — Michel Entel (Denser) — St. Wendeler Nöte i. J. 1673 (Keune) — Was ein Schöffe von Boppard bei Antritt seines Amtes verausgabte 1602 (Schüller) — Aufruf zur Sammlung deutscher Volkslieder.

Petrus-Blätter. Trier, Nr. 51: Benedikt XV. — Auf dem Zanikulus — Pressestimmen zum Tode Papst Pius' X. — Eine interessante Episode — Aus dem diesjährigen Fastenhirtenbrief des Papstes Benedikt XV. — Verschiedenes.

Der Regisseur von Volksbühnenwerken. München, 1. Jahrg. Nr. 12: Schauspiele: Tannhäuser nach R. Wagner (Berger) — Die Auswanderer (Reudel). — Lustspiele: Der gefoppte Gerichtsvollzieher (Boppart) — Ein ruhiges Mittagständchen (Weis) — Volksbühnendichter (Lépel) — Oesterr. Uniformen.

Der Morgen. Leutesdorf, 8. Jahrg., August: Das Ablaßdekret — Im Johannesheim zu Leutesdorf — Pater Elpidius in Coblenz — Trank Bismarck gern? — Der russische Ukas über den Alkoholgenuß in der Armee — Katholizismus der Tat — Allerlei — Der Birkenhof (Erzählung von Gelhart).

Allgemeine Rundschau. München, 11. Jahrg. Nr. 38: Die Wahl Benedikts XV. (Baumgarten) — Die siebente Schicksalswoche (Nienkemper) — Kriegspolitische Um- und Ausblicke (Jäger) — Gerechtigkeit — auch gegenüber dem katholischen Klerus (Abel) — Ueber den Völkerkrieg (Hoch-Breuberg) — Die Windthorstbunde und der Krieg (Saupe) — Deutsches Volk, besinne dich (Beisenherz) — Augenblicksbilder (Herbert) — Krieg und Alkohol (Woerz) — Chronik der Kriegsereignisse — Das Friedenswort Papst Benedikts XV. — Vom deutsch-russischen Kriegsschauplatz — Vom deutsch-französischen Kriegsschauplatz — Vom belgischen Kriegsschauplatz — Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz — Vom österr.-russischen Kriegsschauplatz — Zum österr.-serbischen Kriegsschauplatz — Die Münchener Glaspalastausstellung und der Krieg.

The fortnightly Review, St. Louis, Mo., 21. vol. N. 15 et 16 — **Sonntagsglocken,** Berlin, 10. Jahrg. Nr. 12 — **Monatsbote,** Boston, 15. vol. N. 11 — **Nach der Schicht,** Wiedenkirchen, 1. Jahrg. Nr. 34/35 — **Stimmen aus den Missionen,** Pfaffendorf, 11. Jahrg. Nr. 8 — **Echo aus Afrika,** Salzburg, 26. Jahrg. Nr. 9 — **Chronik der christl. Welt,** Tübingen, 24. Jahrg. Nr. 36 (liberal-protestantisch).

□ □ □

Carl Walter, Bildhauer

Trier (Mosel), Südallee 59

empfiehlt seine kunstgerecht gearbeiteten

: Statuen, Gruppen : Reliefs, Kreuzwege, : Krippen - Figuren :

aus vorzüglichster Terrakotta,

einfach oder reich polychromiert, ausgezeichnet durch ihre Haltbarkeit in den feuchtesten Kirchen und im Freien.

Für die Wetterbeständigkeit meiner fürs Freie hergestellten Terrakotten übernehme ich die volle Garantie.

Alle Statuen etc. können auch aus Holz oder Stein angefertigt werden.

Kataloge und Zeichnungen zu Diensten. 138

650000

Schreiber in aller Welt loben die

Underwood-Schreibmaschine

Sofort sichtbare Schrift leichter, die Fingernerven schonender Anschlag

Anleitung u. Probestellung kostenlos.

Auf Wunsch erleichterte Zahlungsweise

Vertreter für Reg.-Bezirk Trier:

W. Ermer, Saarbrücken 3

I. Et. Ecke Kaiser- und Dudweilerstr.

Fernspr. 1722. 89

Reßler's Fahnenfabrik

Bonn a. Rhein

Hundsgasse 27 Telefon Nr. 1057

(chriftl. Firma)

empfiehlt **Fahnen** gestickt und gemalt für Kirchen und Vereine, sämtl. **Vereinsbedarf** wie Abzeichen, Schleifen, Schärpen etc. **Gebäudefahnen.** **Reparierung** aller defekten Fahnen. **Eigene Fabrikation** u. großes Lager aller Kirchenposamenten. 58

Reelle u. billigste Bedienung.

Katalog gratis.

Mathieu Oprée

Bildhauer

Düren (Rhld.)

hält sich bestens empfohlen zur Ausführung

aller Bildhauer-Arbeiten in :: Holz, Stein und Marmor ::

speziell figürlichen Genres.

Altäre, Kanzeln, Kreuzwege, Einzelfiguren usw.

Referenzen über gelieferte Arbeiten gern zu Diensten. 148